

eXperimenta

06/
15/

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Menschen und Medien *Ingmar Ackermann*
Der Künstler *Matthias Korb* *Sophia Rasmussen*
Soldatenleben *Alexandra Huß*
Literazzia Teil Eins *Günter Scholdt*
Verfluchter Suff *Betty Jüngling*
Die Weinprobe *Helmut Gotschy*
Rädergesang *Barbara-Marie Mundt*
Der Klassiker *Georg Trakl*
Gedichtefülle *Mona Ullrich*
Der Ausschluss des Atheismus *Philip J. Dingeldey*
Wenn *Martina Arp*
Spiel mit mir *Ralph Bruse*
Schönheit, Freiheit, Harmonie *Essay Matthias Engels*
Wo käme ich hin *Monika Jarju*
Mein afrikanischer Patensohn *Christopher Kerkovius*
Gedichte *Ingrid Thiel*
Eine ernste Sache *Michael Timoschek*



Illustrationen:

Annika Huß, Jürgen Janson, Matthias Korb

Tabu

... eine Frage der Gerechtigkeit.

Inhalt	Seite
Titelbild: Matthias Korb	
Editorial Gabi Kremeskötter	3
Impressionen Annika Huß	4
Menschen und Medien Ingmar Ackermann	6
Der Künstler Matthias Korb Sophia Rasmussen	7
Soldatenleben Alexandra Huß	9
Literazzia Teil Eins Günter Scholdt	15
Werke von Matthias Korb	ab Seite 20
Verfluchter Suff Betty Jüngling	24
Trilogie Teil Drei Sören Heim	25
Salomon Justus Simon Buch	26
Die Weinprobe Helmut Gotschy	30
Rädergesang Barbara-Marie Mundt	32
Schach mit dem Teufel Teil Zwei Jens-Philipp Gründler	42
Der Klassiker Georg Trakl	45
Pro Lyrica GDL Lyrikseminar	46
Gedichtefülle Mona Ullrich	47
Der Ausschluss des Atheismus Philip J. Dingeldey	52
Wenn Martina Arp	53
Spiel mit mir Ralph Bruse	54
Schönheit, Freiheit, Harmonie Essay Matthias Engels	56
Wo käme ich hin Monika Jarju	64
Jürgen Janson: No-Spy-Abkommen	67
Mein afrikanischer Patensohn Christopher Kerkovius	68
Ankündigung für Juli	71
Gedichte Ingrid Thiel	72
Eine ernste Sache Michael Timoschek	75
Leser(innen)briefe	76
Erbe des Tantalos Tom Fuhrmann Rezension	78
Staubige Sterne Manolo Link	84
Impressum	67



Während ich diese Zeilen in meinen Laptop tippe, bebt die Erde im Nepal. Zerstörung, Leid, Tod und ich verbringe während des Champions-League-Halbfinals Bayern München gegen Barcelona einen spannenden Fernsehabend.

„Eine Frage der Gerechtigkeit“, sagt Thomas de Maizière in einem Interview, aus dem Zusammenhang gerissen wirkt diese Aussage als Farce. Wer bestimmt denn überhaupt, was gerecht ist?

Jeden Tag fluten Bilder und Nachrichten in unsere wohlgenährte, sichere Existenz, jeden Tag fluten Elend und Leid in unser Wohnzimmer. Abgestumpft nehmen wir das wahr, was nicht direkt vor unserer Haustür passiert.

Wo bleibt denn eigentlich der kollektive Aufschrei? Nicht nur für die wenigen Tage, in denen das Medieninteresse riesengroß, die zu erzielenden Auflagen einen Millionenumsatz bescheren. Ich vermisse das Zurücklassen von Sicherheit und das Eintreten für die Anderen, auch wenn längst die nächste Katastrophe eingetreten ist.

Aktive Zuwendung für Jene, denen das Beben ihr Dach über dem Kopf nahm, das Leben der Nächsten.

Jene, die wegen ihres Glaubens und ihrer Überzeugung vor extremistischer Machtgier aus ihrer Heimat flüchten.

Jene, denen nur aufgrund ihrer Geburt und Herkunft der Zugang zu Bildung, Gesundheit und einem friedlichen Leben von vornherein verwehrt ist.

Ich weiß, nur weil ich mich innerlich dagegen auflehne, ist noch gar nichts verändert.

Mit meiner reinen Gedankenäußerung helfe ich keinem einzigen Menschen.

Unser **eXperimenta**-Thema in diesem Monat ist TABU.

Der Umgang mit dem Unaussprechlichen, dem Verbotenen, dem stillen Gesetz, der nicht festgeschriebenen, aber manifestierten gesellschaftlichen Regel. Die Auseinandersetzung mit diesem Begriff und dem, was jeder einzelne damit verbindet, darf anstoßen zur Reflexion.

Nicht hinnehmen und akzeptieren, „was immer schon so war“, sondern hinterfragen, aufrütteln und erkennen, wo jeder einzelne Mensch in unserer Gesellschaft in seinem Umfeld beginnen kann. Ob Sach- und Geldspenden für Flüchtlinge und Hilfsprojekte, dem besser Hinschauen, wo Minderheiten unterdrückt oder Kinder misshandelt werden. Aufstehen aus dem weichen Sessel, hinstellen und befinden: „Das geht mich an!“ Tabus brechen.

Das wünsche ich uns.

Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, möge die aktuelle Ausgabe inspirierende Momente bescheren.

Ihre Gabi Kremeskötter

Chefredakteurin







Annika Huß: Impressionen aus dem Ruhrgebiet Escargot

Menschen und Medien

Ingmar Ackermann

Durch das Örtchen Lukla führt eine einzige Straße, mit groben Steinen gepflastert. Dorje, der Straßenfeger, strahlt mich an, er hat sein Tagwerk bereits am frühen Morgen bewältigt und die Straße von Lukla vom Schmutz des letzten Tages befreit, so wie jeden Morgen. Normalität in Nepal, zwei Tage nach dem großen Erdbeben.

Natürlich war und ist dieses Beben ein dramatisches Ereignis, vor allen Dingen für die Nepali. Die Leichen aus dem Everest Base Camp – vorwiegend Sherpas – liegen noch wenige hundert Meter entfernt am Hubschrauberlandeplatz. Diese Toten sind berühmt, weil ihr Sterben auf Video gebannt wurde. Am Ende werden sie aber nur ein kleiner Teil der langen Liste sein. Dazu kommen zahllose Vermisste und Verletzte, große Gebiete des Landes sind verwüstet und bisher noch kaum zugänglich, Infrastruktur ist ebenso zerstört wie Kulturerbe, und die langfristigen Folgen auf Einkommen und Überleben in diesem Land sind noch nicht einmal abzuschätzen.

Auch für uns selbst war der Tod so nah wie selten. Nur eine Stunde vorher kletterten wir noch vom Berg; angeseilt im Lawinenhang. Glück oder Vorsehung: als die Erde bebte, standen wir gerade auf einem sicheren Felsrücken und hörten nur das Tosen der Lawinen, anstatt darunter zu liegen. Bei aller Dramatik fällt es mir schwer, den Zusammenhang zu verstehen. Den Zusammenhang zwischen dem, was ich im Fernsehen sehe an Berichten ÜBER die Everest-Region und dem, was ich auf der Straße IN der Everest-Region sehe.

Bismarck soll gesagt haben: „Gesetze sind wie Würste, man sollte besser nicht dabei sein, wenn sie gemacht werden.“ Das gilt mit Sicherheit auch für Nachrichten. Ein deutsches Magazin schreibt: „Hunderte von verletzten und traumatisierten Touristen warten in Lukla verzweifelt auf Rettung.“ Ja, es sind hunderte hier gestrandet und davon ist auch eine Handvoll verletzt. Alle besitzen hier ein warmes, sicheres Bett und ausreichend Essen. Die meisten hocken bei einem Latte Macchiato im Kaffeehaus und beantworten die Freundschaftsanfragen von Journalisten aus aller Welt, die auf diesem Weg nach dramatischen Bildern suchen. Eine neue Art von Fernjournalismus.

Im Fernsehen ist der Reporter von CNN zu sehen. Da es an seinem Standort auch nichts Dramatisches zu sehen gibt, stellt er sich und seine Interviewpartner unter die laufenden Rotorblätter seines Hubschraubers. Damit werden dann auch die ruhigen Aussagen der Nepali aufregend, allein schon deshalb, weil die Hälfte unverständlich ist.

Mit Hubschraubern lassen sich gut Nachrichten schaffen. Die indische Regierung schickt einen besonders großen, um ihre Staatsbürger zu retten. Alle großen indischen Tageszeitungen berichten voller Stolz: ein Entwicklungsland wie Indien sorgt für seine Bürger in Not. Wovon sie nicht berichten ist, dass die Reporter dieser Zeitungen bereits den halben Hubschrauber füllten und dass die übrigen Plätze nur für die kräftigsten Männer reichten. Zurück bleiben die indischen Frauen und Kinder und mehr Verletzte als zuvor; Folge der Schlägerei um einen der begehrten Plätze.

Die andere Seite: Dorje, der versucht, Normalität herbei zu kehren, Bauern auf den Feldern, Mauern, die wieder aufgerichtet werden. Die Nepali haben ihre Toten beerdigt und versuchen, ihr Leben wieder zu ordnen. Mit viel Lebensmut und in dem sicheren Wissen, dass ihnen vor dem Monsunregen nicht viel Zeit bleibt, die Dinge zu sortieren. Also beginnen sie zielstrebig mit dem, was getan werden muss und dem, was sie selbst tun können.

Sicher gibt es auch die andere Sicht: Reporter müssen Nachrichten schaffen. Die Berichte mögen stark überhöht sein, aber weite Bereiche des Landes sind wirklich zerstört. Allerdings können die Reporter sie nicht erreichen, weil noch nicht einmal Hilfskräfte dorthin gelangt sind. Wenn also ein solcher Journalismus nötig ist, um die dringend benötigte Hilfsbereitschaft in westliche Wohnzimmer zu schaffen, dann mag er berechtigt sein. Ich hoffe nur, dass diese Bereitschaft die Schlagzeilen überlebt. Die Nepali werden jedenfalls ihren Teil tun, das zeigt mir Dorje mit seinem Besen.

Dr. Ingmar J. Ackermann, Jahrgang 1967, schreibt zu seinem eigenen Vergnügen auch auf www.koelnerzeilen.wordpress.com. Gerade von einer Weltreise zurückgekehrt ist - auch nach einem Jahr - sein Reisefieber so ungebrochen wie das Vergnügen am Schreiben. Auch und gerade weil das Reisen wie das Schreiben immer wieder voller Überraschungen steckt.

Der Künstler Matthias Korb und sein Atelierhaus INITIUM ET FINIS

Sophia Rasmussen

Matthias Korbs Bauernhof im rheinland-pfälzischen Lohrheim ist ein Gesamtkunstwerk, das aus drei Teilen besteht: dem Haus, der Scheune und dem „verlorenen Garten“. Die drei bilden eine Einheit und lassen durch verschiedene Mittel die Absichten des Künstlers zum Ausdruck kommen. Aber alles beginnt mit der Sammlung.

INITIUM ET FINIS als Wunderkammer

Nostalgie steckt in Matthias Korbs Gesamtkunstwerk INITIUM ET FINIS, es könnte eine Sehnsucht sein, zurück zur frühmodernen Art des Sammelns. Wenn wir in seine Scheune treten, entsteht zuerst Verwirrung, eine Unsicherheit bezüglich der Systematisierung der uns umgebenden Objekte. Die Grenzen zwischen Antiquitäten, Trödel, Naturfunden, Sammelobjekten, Kunstwerken, laufenden und abgeschlossenen Arbeiten lassen sich kaum ziehen. Aber wie in den Kunst- und Wunderkammern der Renaissance gibt es hier ein deutliches System. Die alten Kategorien, in der sich das Wissen der Welt ursprünglich einsortieren ließ, finden sich hier wieder.

Naturalia: seltsam geformte Wurzeln und Zweige. Samenkapseln und Skelettteile. Hörner und Vogelnester. Felle und Zähne. Schmetterlinge und Insekten. Unzählige Tier- und Vogelpräparate.

Artificialia: afrikanische Masken und asiatische Leuchter. Puppengesichter, altes Spielzeug, Schaufensterpuppen, gerahmte Fotografien, Bücher, Gasmasken, Werkzeuge, Fallen. Ein Schrumpfkopf.

Scientifica: Fernrohr, Messinstrumente, Globen, Metronome, Uhrwerke, Operationsinstrumente; Zangen, Rasierklingen, ein Feldtelefon.

Devotionalia: Kruzifixe aus Gusseisen, Heiligenstatuen, Votivbilder aus Silber. Sargnägel aus Hongkong.

Eine große Anzahl von Dingen fällt aber auch zwischen diese Kategorien. Den Künstler faszinieren besonders solche Naturobjekte, die durch ihre ungewöhnliche Form das Kunstwollen Gottes insinuierten.

Wenn Matthias Korb Gegenstände zu seinen plastischen Materialbildern, sog. Assemblagen, zusammenführt, verleiht er ihnen neue Bedeutungen. Die Hintergründe der Bilder bespachtelt er mit einer mal groben, mal feineren Mischung aus Farbe und verschiedenen Erden. Dadurch schafft er eine Einheit, in der die Objekte zusammen wirken. Viele von ihnen hätten in der rationalen Welt weder Funktion noch Bedeutung; sie wären dort dem Verfall ausgeliefert. Zwar scheinen sie einst als hochqualitative Gebrauchsgegenstände fungiert zu haben, doch ist uns ihre ursprüngliche Essenz nicht mehr begreiflich. Wir können nicht einmal beurteilen, ob sie noch funktionstauglich wären. Als Teil einer Assemblage zeugen sie aber von menschlichem Streben, von zweckmäßiger Konstruktion bis zur qualvollen körperlichen Arbeit; sie werden in einen geistigen Kontext hineingeschrieben.

Es steckt eine Melancholie in Matthias Korbs Gesamtkunstwerk INITIUM ET FINIS. Aber auch eine kraftvolle Nichtakzeptanz der Werte des Rationalismus. Sein Sammeln folgt keinem durchgängigen Prinzip, ist insofern vernunftbasiert, dass es auf gewisse Materialien abzielt und andere ausschließt – so sehen wir vorwiegend Naturmaterialien wie Holz, Papier, Metall, Leder, Bein, Glas und Stoff.

Kein Wunder also, dass wir das INITIUM ET FINIS als einen außergewöhnlichen Ort wahrnehmen. Denn hier ist die Freistatt der unerwünschten Dinge. Was aus rationaler Sicht für zu schräg, zu verspielt, zu dreckig und zu gebrochen befunden wurde, wird hier bewahrt, respektiert und verehrt. Gegenstände, die drohten unbeachtet in Kellern und auf Dachböden zu verstauben und vergessen zu werden, haben hier ein Asyl gefunden, und es wird ihnen zugemutet, neue Bedeutungen zu tragen und dadurch magisch zu wirken. In diesem Zusammenhang fordern sie unseren routinemäßigen Schönheitssinn heraus, sie symbolisieren Ideen, auf denen die Kosmologie des Künstlers baut, und sie wirken als Wächter eines Tempels, der dem unendlichen Kreislauf des Lebens geweiht wurde. So kann das INITIUM ET FINIS als eine Wunderkammer der Humanität betrachtet werden.

Das Haus kann an einigen Tagen im Jahr besichtigt werden, nähere Infos unter:

www.matthiaskorb.de

Rüdiger Heins

Der Konvent

Wiesenburg Verlag

Oerlenbach, 2014

Kartoniert, 160 Seiten

ISBN 13: 9783956322525

14,80 €



Soldatenleben

Alexandra Susanne Huß

„Erbärmlich.“

Reiß dich zusammen, Joschi!

„Reiß dich zusammen, Joschi.“

Ich kann den Scheiß nicht mehr hören.

Hör auf überhaupt mit mir zu reden, okay?“

Ich bin dein Kopf, das geht wohl schlecht.

„Weißt du was, Penner ...“

Neun Nägel habe ich heute geschafft abzufressen.

Ich bin dann irgendwann eingepennt.

Diese behinderte Stimme in meinem Kopf iss noch nich lange da. Glaube ich.

Auf jeden Fall quält die mich. Meistens.

Seit Mutter mich hier unten, wie sagt man, eingesperrt hat.

Ja, so nennt man dat wohl. Mutter liebt mich. Ganz klar.

Ich kann hören, wie sie oben herum poltert. In ein paar Minuten kommt sie runter, stellt mir fettige Pommes und Cola hin. Dann wuschelt sie mir durch die Haare. Ich schaue lieber zu Boden, oder besser gesagt auf ihre filzigen, rosa Pantoffeln. Horrorteile.

Es klopft grad. Schlüssel klimpern. Dat isse.

„Du hass heute Geburtstag, Joschua. Siebzehn. Fastn echter Kerl“, klafft sie. „Nun glotz nicht so doof, dann siehst du diesem Hurensohn von Vater noch ähnlicher.“

Ihr knallroter Lippenstift ist komplett verschmiert.

Mutter rotzt auf den Boden. Ätzend.

Überhaupt ist alles hier zum Kotzen.

„Willse ne Kippe. Bist ja fast erwachsen, häh?“

Wahnsinn. Sicher will ich.

Wir schmeißen uns auf die Matratze und paffen. Kalt iss es hier unten nich. An den Wänden hängen so olle Teppiche und überall habe ich Decken und so.

Joschi, du sollst nicht rauchen.

„Verpiss dich, Stimme.“

Mutter sieht mich komisch an. Ihre speckigen, grauen Haare hängen schlaff über dem Morgenmantel. Auch rosa.

Warum iss die nur so fett? Vater ist dagegen ein Hering.

Wie ich.

„Wat denn für ne Stimme, Junge?“ Sie dreht den Kopf.

Als wenn man die sehen kann.

„Joschi erinnerst du dich an dat erste Geschenk damals? Da warsse vier Jahre.“

Boah, ja. Ein Soldat. Aus Holz. Und ein Kostüm.

Ne Uniform. Grün. So eine, wie die echten Soldaten.

Krass. Auch jetzt trag ich eine, seit ich hier im Keller lebe.

Mutter mag das. Ich bin ihr Soldat. Zu den Echten darf ich nich. Deshalb bin ich ja hier. Logo. Als der Brief nämlich kam, hat Mama gesagt: „Mein Junge geht niergendwo hin. Niemals. Bundeswehr, dat gibst jawohl nich.“

Der Briefträger bekam eine geschossen und dat wars.

Gelacht habe ich, damals im Hausflur.

Idiot.

„Echt, sei still. Sei still. Ich schlag dich ein. Kapiert.“

Wenn sie weg ist, heulst du wieder.

Ich stehe auf und ramme den Kopp an die Wand. Fuck, das tut sauweh.

„Lass dat doch sein, Joschi. Komm wieder her zu mir, mein braver, starker Soldat.“

Schick sie weg.

Ich kann nich. Du weiß doch, wie sauer die wird.

Schick sie weg, Joschi.

„Mutter, wann kann ich hier raus?“ Ey, ich bin mutig.

„Ach, Kind. Willse dat die dich holen? Du bleibs schön hier bei Mama. Komm, mein Held. Lass mich in deine schwatten Augen sehen. Die hasse von mir. Der Schädel iss vom Alten.“

Sie zieht dat rosa Teil aus. Voll wabbelig die Frau. Und blass. Wie tot.

„Erbärmlich.“

Siehst du, du sagst es schon wieder.

Schick sie jetzt weg, Joschua.

Der Schlag hat gesessen, verdammte Kacke.

„Wat tun brave Soldaten, häh? Komm gez her!“, bölt sie und spuckt wieder auf den Boden.

Alta. Nun isse böse. Scheißdreck.

Ich zieh diesmal nur die Uniformhose runter und leg mich einfach drauf.

Den Rest macht die.

Soll ich was singen?

Ja, sing wat.

Alexandra Susanne Huß, geboren 1969 in Bochum. Neben Berufen im Hotelfach, im Einzelhandel und der Herstellung von Autoteilen, seit nun 13 Jahren bei der Diakonie beschäftigt. Lebt mit ihrer Lebenspartnerin in Bochum / Stadtteil Ehrenfeld. Schwerpunkt kreatives Schreiben und Spanisch gehören zu den Hobbys. Zur Zeit schreibt sie an ihrem ersten Roman.



© Annika Huß

Annika Huß: Impressionen aus dem Ruhrgebiet Traveler





Annika Huß: Impressionen aus dem Ruhrgebiet Rusty Water



Annika Huß: Impressionen aus dem Ruhrgebiet Lost Bath

Annika Huß, geboren am 17.06.1989 in Bochum, lebt mit ihrem Partner und Hunde-Dame Miley am Stadtrand von Dortmund. Bevor sie sich für die Fotografie interessierte, schloss sie eine Berufsausbildung als staatlich geprüfte Kinderpflegerin ab und arbeitete in verschiedenen sozialen Bereichen. Die Fotografie dient ihr als spontanes Hobby. Erste Kenntnisse in einigen Arten der Fotografie, wie z.B. die Portrait-, Landschafts-, Nacht- und Naturfotografie, erlangte sie durch eine sehr gute Freundin und durch regelmäßige Treffen mit einer Fotogruppe, nach dem Prinzip Learning by doing. Motiviert von dem Blick für die kleinen Dinge liegt ihr Schwerpunkt nun in der Natur- und Landschaftsfotografie. Mit ihren Bildern zeigt sie unübliche Motive, die nicht jeder sofort sehen und bildlich einfangen würde. Ihr Lieblingszitat und Leitfaden: A photograph is a secret about a secret. The more it tells you the less you know. (Diane Arbus)



Annika Huß: Impressionen aus dem Ruhrgebiet Rusty Flowers

Literazzia 1945-1967

Günter Scholdt

Teil 1

Gut zwei Generationen wuchsen seit dem Schicksalsjahr 1945 heran. Was las man in dieser Zeitspanne, und **was hat Bestand?** Mir (Angehöriger des Jahrgangs 1946, also etwa so alt wie die Bundesrepublik) steht vielleicht ein rückschauendes Urteil zu. Das Ganze ist natürlich nicht mehr als ein winziges Erinnerungs-Mosaiksteinchen zu einem Gesamtbild hiesiger Lesekultur. Denn alles Bemerkenswerte zu notieren hieße zumindest, einen foliantendicken Band zu verfassen. Also beschränke ich mich zunächst einmal auf einen überschaubaren Lebensabschnitt. Beginnen will ich mit meiner Jugend und dem, was mir damals an Lektüre in die Finger kam. Nie wieder liest man später mit so heißem Herzen, wühlt in Bücherschränken mit der Entdeckerfreude von Konquistadoren, erregt sich, nimmt leidenschaftlich Partei und die Verfasser noch vollkommen ernst, so als gehe es allen von ihnen stets um letzte Dinge und die Rettung der Welt.

Schließen möchte ich mit dem Jahr 1967. Denn damals begann mein Germanistikstudium und beendete damit eine Lektürephase, die fast gänzlich am Spaß, der Neugier und einer riesengroßen Erwartung orientiert war. Ab jetzt kamen gewichtige Sekundär-Motivationen hinzu, dominierten Fachinteressen, Forschungsgesichtspunkte, die Suche nach Belegen und Zusammenhängen. Nun gab es Pflichtprogramme und Leselisten, und nur in der stets schrumpfenden Freizeit gestattete ich mir das, was meine Frau so anschaulich „Lustlesen“ nennt. Zuvor war es weitgehend anders gewesen, sehen wir einmal vom Schulpensum ab, das aber ungleich weniger Zeit beanspruchte.

Der persönliche Standpunkt

Und ein Weiteres sei gleich zu Anfang klargestellt: Natürlich ist mein autobiographischer Beitrag zur Einschätzung des hierzulande Publizierten

subjektiv. Wie sollte es auch anders sein in Fragen des Geschmacks? Wundere ich mich doch stets, welche Allgemeingültigkeits- oder gar Objektivitätserwartungen an Literaturgeschichten herangetragen werden, ahnungslos darüber, wie ideologie- bzw. interessengesteuert solche Retrospektiven zustande kommen, wie kulturpolitisch konstruiert solche „wissenschaftlichen“ Epochenbilder ausfallen. Vereinfacht formuliert: Die gängige Literaturgeschichte deckt sich höchst selten mit individuellen Lesebiographien und Wertungen, nicht einmal in idealtypischer Stilisierung.

Wer eine erste Ahnung gewinnen will über das, was früher tatsächlich „ging“ und bewegte, halte sich an Antiquariatskataloge oder (Rezensions-) Zeitschriften. Sie sind zumindest repräsentativer als die meisten aus heutiger Sicht erstellten Kanons. Diese beanspruchen zwar – die besten mit einigem Recht –, ihre Qualitätsauswahl besser aus der Distanz von Jahrzehnten treffen zu können. Doch vielfach herrscht dabei nur jener ausfilternde Zeitgeist, der mehr an aktueller kulturpolitischer Prämie interessiert ist als an epochenübergreifenden Wertmaßstäben. Denn noch immer gilt, was der Anglist Levin L. Schücking bereits vor nun bald einem Jahrhundert in genialer Schlichtheit formuliert hat. Die Anerkennung eines Werks als „Kunst“, schrieb er in seiner „Soziologie der literarischen Geschmacksbildung“, sei **keine objektive Wertsetzung**, sondern ein **„sozialer Vorgang“**, ein Kampf, „der häufig mit sehr materiellen Mitteln geführt wird“:

„Die Ergebnisse dieses Kampfes aber [...] kritiklos hinzunehmen, ohne sich darum zu scheren, wie, durch wen und für wen sie eigentlich erreicht wurden, also kurzerhand die Allgemeinheit für sie verantwortlich zu machen und den Zeitgenossen schlechthin als den Vertreter der jeweils siegreich gebliebenen Geschmacksrichtung gelten zu lassen, geht nicht wohl an. Im Gegenteil kann nichts förderlicher sein [...] als die Einsicht, daß es eine Zwangsläufigkeit des geistigen Geschehens auch hier nicht gibt, sondern daß eben der Handelnde den Lauf der Dinge bestimmt, der Passive ihn ermöglicht. Das Kunstleben ist, wie die Politik, am Ende ein **Ringens um die Mitläufer.**“

Damit definiert sich Kunst schlicht als das, was die Geschmacksträger der jeweiligen Epoche eben als Kunst definieren. Eine scheinbare Tautologie, die jedoch nur aufdeckt, dass es auch im Ästhetischen letztlich um **Machtfragen** geht, um das Durchsetzen dessen, was als schön gilt respektive gelten soll oder darf. Illustrieren wir's am „**Annus mirabilis 1959**“, dem vielzitierten „Wunderjahr“, in dem Heinrich Bölls „Billard um halb zehn“, Günter Grass' „Die Blechtrommel“ und Uwe Johnsons „Mutmaßungen über Jakob“ erschienen sind und nach germanistischer Lesart sozusagen endlich der Startschuss für eine segensreiche belletristische Zukunft der Bundesrepublik fiel.

Allerdings hinterließen diese Texte solchen nachhaltigen Eindruck offenbar vornehmlich in avantgardistischen Kritiker-Cliquen. In meinem Umfeld und bei vielen, mit denen ich über ihre frühen Leseindrücke gesprochen habe, mangelte es hingegen an einer derartigen Passion. Böll interessierte eher durch seine Kurzgeschichten oder den Sammelband „Wo warst du, Adam?“ als durch die reichlich spekulative Konstruktion seines „Billard um halb zehn“. Eine besondere Innovation, die den Text zum ästhetischen Vorbild erhoben hätte, kann ich auch heute nicht erkennen, eher eine mäßige Kopie von Allegorien in der Nachfolge Ernst Wiecherts oder Ernst Jüngers „Auf den Marmorklippen“.

Grass' „Blechtrommel“ fand zwar zweifellos große Aufmerksamkeit. Doch suchten viele – wie mir erinnerlich – in jenen Tagen vornehmlich nach „Stellen“, die in der damals gängigen Belletristik eher selten waren. Und als dieser Skandaleffekt abgeklungen war, hatten andere Einflussgruppen den Autor blitzschnell zur „moralischen Instanz“ erhoben, was zumindest für das Gros der Jüngeren gegen ernstzunehmende Kritik fast schon immunisierte und den selbstgerechtkarikierenden Ansatz dieser Zeitdiagnose (antipodisch zu Fontane oder Kempowski) mit Nachdruck als höhere Sensibilität legitimierte.

Uwe Johnsons „Mutmaßungen über Jakob“ wiederum fasziniert(e) gewiss Mecklenburger Landsleute wegen ihrer regionaltopografischen Intensität. Auch beschäftigte das DDR-Thema die Erlebnissgeneration zweifellos stärker als heute. Mir selbst erschloss sich die Begeisterung

der Johnson-Jünger allerdings nur bedingt, vermutlich, weil ich – von meinen Kleinkind-Jahren abgesehen – keinen nennenswerten Bezug mehr zu diesem äußerst detailverliebt geschilderten Lebensraum hatte. Und wie wenig sich von der Hochschätzung der Literaturkritik auch Durchschnittsgermanisten mitgeteilt hatte, erfuhr man im Ansatz, wenn sich Kollegen mal jenseits von akademischer Fassade ganz privat bekannten. Für Saarbrücker Hauptseminaristen jedenfalls galt dieser Text bereits Ende der 1980er Jahre eher als stoisch ertragene Bürde, zumal ihnen des Autors Kompositions-Verschränkungen erheblich zusetzten. Eine interpretatorisch äußerst bescheidene Johnson-Dissertation im Seminarapparat sah daher bald so zerlesen aus wie in meiner Jugend Karl-May-Bände. Bot sie doch eine über Dutzend Seiten gestreckte Inhaltsangabe, die all das kompliziert Verschobene in korrekter Reihenfolge nacherzählte und so den meisten erst jetzt die Handlungsabläufe verständlich machte. Wahre, vom Lesegenuss getragene Breitenwirkung, jenseits einer zur Innovation drängenden Kritiker-Seilschaft, sieht vermutlich anders aus.

Im Übrigen gehörten laut „Spiegel“-Umfrage noch 1967 Hermann Hesse, Werner Bergengruen und Peter Bamm zu den meistgelesenen Autoren Berliner Studenten. Von denen wiederum sind zwei beinahe gänzlich aus dem Kanon exmittiert worden, eine Entwicklung, von der später noch zu reden sein wird.

Gesellschaftliche und kulturelle Rahmenbedingungen

Bevor meine persönlichen Favoriten genannt werden, darf ich noch kurz das geistige Umfeld streifen, in dem sich die damalige Lektüre vollzog. Das Klima war **bildungsbürgerlich**, ohne sozialen Snobismus. Schließlich kam ein Großteil der Schüler meines Gymnasiums keineswegs aus wohlhabenden Verhältnissen. Dennoch gab es einen gewissen Respekt vor dichterischen Hochleistungen, ungeachtet des Umstands, dass nur wenige passionierte Leseratten waren. In einer Jungenschule mit wenigen weiblichen Exotinnen erlangte man zwar wohl mehrheitlich das größte Prestige durch Aufnahme in die Schulfußballmannschaft, und entsprechend war zunächst auch meine Motivation ausgerichtet.

Ansonsten beanspruchten Boxkämpfe von Muhammad Ali, Tore von Uwe Seeler, Auftritte der Beatles, diverse Kultfilme oder Schlager gewiss die höchste Aufmerksamkeit.

Gleichwohl war in der vielgeschmähten Adenauer-Epoche der soziale Stellenwert von Literatur erheblich höher. Die Buchhändler ließen sich nicht jeden Namen, der außerhalb prominenter Neuerscheinungen lag, umständlich buchstabieren. Mit unserer Buchhändlerin ließ sich ausgiebig fachsimpeln, wobei wir uns gegenseitig unsere Lieblingslektüren anpriesen. Unvorstellbar, dass – wie heute schon erlebt – sich das Personal überfordert zeigt, wenn die Amazon-Suche mal zu keinem Ergebnis führt und gar Bestellungen aus Kleinstverlagen getätigt werden müssen.

Dem Gros der Schüler waren von Jugend auf Karl-May-Helden, „Robinson“ oder „Emil und die Detektive“ so geläufig wie „Tom Sawyer“, „Gulliver“ oder „Onkel Toms Hütte“. Die germanischen Heldensagen und Göttermythen wurden in der fünften oder sechsten Klasse ausführlich behandelt. Wir bedurften von daher keiner angloamerikanischen Reimporte über Tolkien und andere, die heute selbst Erwachsene in ihren Bann ziehen, weil sie als Kinder dergleichen offenbar entbehren mussten.

Das **Gymnasium** war durch die **Klassiker-Vermittlung** geprägt. Das galt über die deutsche hinaus auch für die französische, englische oder lateinische Literatur. In Deutsch unterrichtete uns Dr. N. Er war gewiss kein lupenreiner BRD-Demokrat, und die heutige political correctness hätte für ihn vielleicht sogar juristische Folgen gehabt. Aber er tat, was er konnte, um uns die großen Literaturdenkmäler seit den Merseburger Zaubersprüchen nahezubringen, und schaffte es mit vereinzelt Ausflügen sogar bis zur Gegenwart, wobei er Wilhelm Lehmann und eigenartigerweise Brecht favorisierte. Er war ein engagierter und ambitionierter Pädagoge, der mit (nicht immer nur sanfter) Autorität zu Theater-Aufführungen und Dichterlesungen riet und dessen Strenge sich erfolgreich gegen potenzielle Lesefaulheit durchsetzte. Ich verdanke ihm Kenntnisse, die in der mündlichen Mittelalter-Prüfung zum Staatsexamen gewiss ausgereicht hätten, von Bachelor-Anforderungen ganz zu schweigen.

Erste Vorlieben

Doch natürlich war die Schullektüre trotz mancher Erkenntnisblitze und Ahnungen eher selten der Ort, an dem man sich bewusst wurde, dass die großen Dichter auch früherer Epochen unmittelbar etwas mit dem eigenen Leben zu tun haben. Wir schrieben Aufsätze über „Wallenstein“ und ob sich Max Piccolomini richtig verhalten habe. Wir erörterten Gryphius’ „Carpe diem“, die Gretchen-Tragödie oder zitterten mit Stefan Andres’ El Greco angesichts des Großinquisitors. Doch Gegenwartsbezüge wollen für debütierende Leser zunächst einmal durch Gegenwartshandlungen gespiegelt sein, und erst später ging mir sinnlich auf, wie modellhaft-aktuell auch scheinbar unzeitgemäße Klassiker sein können. So erscheint mir hier und heute Marquis Posas „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ geradezu als Tageslosung. Auch lese ich inzwischen „Wanderers Nachtlied“, Rilkes „Herbsttag“ oder Benns „Gesänge“ als unmittelbare Zuschreibung.

Als Schüler hatte man vor Klassikern zwar sicherlich Ehrfurcht, akzeptierte auch ihre gehobene Sprache u. a. für zitierte Pointen. Doch wirkten sie selten unmittelbar und mussten quasi erst für die Gegenwart „übersetzt“ werden. Eingängiger wirkte da schon Brecht, der sich um Literaturkonventionen und Etiketten wenig kümmerte. Jedenfalls imponierte uns damals, wenn das, was etwa Schiller feierlich verkündet hatte,

„Nichts mehr davon, ich bitt euch. Zu essen
gebt ihm, zu wohnen,
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde
von selbst“,
im Tagesjargon der „Dreigroschenoper“ viel direkter klang:
„Erst kommt das Fressen, dann kommt die
Moral.“

Ohnehin war ich Brecht-süchtig geworden, seit ich mit 17 seine 20-bändige Kassetten für 98 Mark erstanden hatte. Und zur Tonband-Aufnahme von „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ im Hessischen Rundfunk sang ich mit mäßiger Stimme, aber größter Lautstärke deren Ohrwürmer mit: „O moon of Alabama“. „Baal“, dessen egozentrische Amoralität mich abstieß, beantwortete ich zwar mit einer

Gegendichtung, aber losgelassen hat mich das Stück keineswegs. Ein Zitat aus der „Heiligen Johanna der Schlachthöfe“ diente mir als Motto meiner Abiturrede, und manches mehr. Erst später erkannte ich, dass Brecht selbst der stilisierten Feierlichkeit zuweilen keineswegs entbehrte, auch nicht des Hofschrantzentums, das er so häufig attackiert hatte. Nicht zuletzt Grass' „Die Plebejer proben den Aufstand“ öffneten zu solchen Einsichten die Tür.

Ohnehin hat sich meine Jugendliebe merklich abgekühlt, in dem Maße, wie ich seine zuweilen äußerst primitive Dogmatik und diverse Simplifizierungen einer bewusst unpsychologischen Typen-Dramatik durchschauen lernte. Dafür wuchs mein Interesse an seinen Gedichten in ihrem Spannungsfeld zwischen rotzfrecher Respektlosigkeit und altersweiser Distanz. Lyrik galt damals ja landläufig noch als gereimte, durch klare Rhythmisierung und erlesenen Wortschatz gekennzeichnete Gattung. Umso nachhaltiger beeindruckten die poetischen Alternativen auch eines Hans Magnus Enzensberger, allen voran dessen „Verteidigung der Wölfe gegen die Lämmer“, so sehr ich mich dadurch auch herausgefordert fühlte. Als Initialzündung der Begeisterung für die Gegenwartsliteratur diente jedoch Dürrenmatts „Griechen sucht Griechin“, eine Prosakomödie, die mich lehrte, dass auch anerkannte Literatur puren Spaß bereiten kann. Lange beschäftigten mich seinerzeit auch „Der Tunnel“ und andere seiner frühen Prosatexte, weil ich deren paradoxe Aussage unbedingt enträtseln wollte.

Zeitgenössische Anregungen

Literarische Bildung erfolgte in den 1950ern und 60ern nicht zuletzt durch zahlreiche Funkhäuser mit einer Fülle von Hörspielen, die damals ihre große Zeit hatten. Ich entsinne mich, meist zur Winterzeit im Halbdunkel gebannt auf der Couch liegend, zahlreicher Erstsendungen von Günter Eich, Wolfgang Hildesheimer, Friedrich Dürrenmatt („Die Panne“) oder Erwin Wickert („Der Klassenaufsatz“). Insbesondere Fred von Hoerschelmanns Story vom „Schiff Esperanza“ ging mir lange nach. Das damals allein existierende Staatliche Fernsehen brachte sein wöchentliches Fernsehspiel und faszinierende Theater-Aufführungen, in denen ich früh auch

mit damals moderner Dramatik vertraut wurde: mit Becketts „Warten auf Godot“, Satiren von Slavomir Mrožek, Max Frischs „Biedermann und die Brandstifter“ und vielem mehr.

Überhaupt Theater – davon schwärmte ich in der Oberstufe, seit ich das erste Abonnement geschenkt bekam. Natürlich nur Stehplatz im obersten Rang, was ich aber gern in Kauf nahm. Neustadt an der Weinstraße, in dessen Nähe ich damals lebte, besaß kein eigenes Ensemble. Doch das hatte sogar Vorteile, insofern wir von Hamburg bis Zürich die interessantesten Aufführungen hierher bekamen. Was bei solchen Wander-Inszenierungen an Ausstattungseffekten und Bühnenspektakel verlorenging, wurde durch Schauspielkunst bedeutender Akteure und die Konzentration auf den Text mehr als wettgemacht.

Auch las ich seinerzeit jedes moderne Drama, das mir in die Hände fiel, zunächst alles von Dürrenmatt, sodann im Dutzend Stücke der Suhrkamp-Reihe **„Spectaculum“**. Für meine Eltern war es eine zweiseitige Sache, mir jeweils zu Weihnachten die neuesten Bände zu schenken. Denn das bedeutete innerfamiliäre Funkstille, bis ich das letzte Schauspiel verschlungen hatte und wieder ansprechbar war. Wer zählt die Stücke, nennt die Namen? Von Sartre bis Dylan Thomas, Albert Camus, Luigi Pirandello, Sean O'Casey, Heinar Kipphardt, Jean Genet, Peter Hacks, Harold Pinter, Martin Walser (eigenartigerweise blieb mir besonders „Überlebensgroß, Herr Krott“ im Gedächtnis), Marguerite Duras, Martin Sperr, Peter Weiss, Fritz Hochwälder, Peter Handke, Hans Günter Michelsen, Tankred Dorst, Carl Zuckmayer, T. S. Eliot, und nicht zuletzt Edward Albees Eheschlacht-Drama „Wer hat Angst vor Virginia Woolf?“, das mich wochenlang beschäftigte.

Wenn man die Favoriten einer Epoche ins Gedächtnis zurückruft, sollte man stets eine gewisse **Zeitverzögerung** berücksichtigen, mit der selbst ein kulturell interessiertes Publikum die jeweils neuen Werke rezipiert. Denn dass sich Leser und Theaterbesucher vorwiegend an Buchmessen-Aktualitäten oder Weltpremieren orientieren, ist gewiss die Ausnahme. Vielmehr gehört im Allgemeinen zum Bewusstsein der Moderne auch der jeweils vorletzte Schrei, bis die

Neuerungen in einer gewissen Breite eingeführt sind. Hochkonjunktur hatten somit damals auf Deutschlands Bühnen neben Curt Goetz nicht zuletzt noch Georges Bernard Shaw, Ibsen oder Strindberg, die als zeitgemäß empfunden wurden. Auch Buchclubs wirkten meinungsbildend, indem sie dosiert an die Gegenwart heranführten.

Moderne und Vielfalt

Warum erwähne ich hier zahlreiche **ausländische Autoren?** Weil für die deutsche Nachkriegsszene die starke Präsenz und Wirkung internationaler Literatur höchst bezeichnend war, nachdem sie zuvor künstlich vom Buchmarkt oder den Bühnen ferngehalten wurde. Nun strömte sie mit Macht ins Land und brachte vielfache, wertvolle Anregungen. Ernest Hemingway („Der alte Mann und das Meer“), John Steinbeck („Straße der Ölsardinen“, „Tortilla Flat“), William Faulkner, Somerset Maugham, Jean-Paul Sartre („Die schmutzigen Hände“), Camus („Der Mythos von Sisyphos“), Louis-Ferdinand Céline, Antoine de Saint-Exupéry, Eugène Ionescos „Die Nashörner“ und Samuel Becketts „Warten auf Godot“, beide fälschlicherweise unter „Absurdes Theater“ firmierend, in Wirklichkeit Monsterparabeln von zeitübergreifender Gültigkeit. Und natürlich interessierten auch diverse Trivialprodukte im Krimi-Bereich. (Deren erste Klasse im Format von Dashiell Hammett oder Raymond Chandler war mir jedoch leider noch unbekannt.)

Ich unterschied bei der Lektüre seinerzeit kaum nach Länder-Kategorien und konsumierte vieles als berauschende Moderne vor dem Hintergrund einer Tradition, die sich dieser Konkurrenz gefälligst zu stellen habe. Dieser kulturelle Wettbewerb erschien mir als Bereicherung, wobei damals zusätzlich ja noch Werke von Exilanten auf den deutschen Buchmarkt zurückdrängten. Dass man sie daran weitgehend gehindert habe, erweist sich bei kritischer Nachprüfung als verständliche, aber unzulässige spätere Generalisierung einer interessierten Literaturlobby. Vielmehr gehörten die Brecht, Werfel – ich erinnere mich an eine prächtige Fernseh-Inszenierung von „Jacobowsky und der Oberst“ –, Theodor Plivier, Vicki Baum, selbst Anna Seghers, Friedrich Torberg oder Hermann Kesten schon früh und vielgelesen wieder zum Kanon. Zuckmayer war Bestsellerautor wie Erich

Maria Remarque oder der im Exil verstorbene Stefan Zweig, und selbstverständlich reüssierte auch Thomas Mann.

Der allerdings spielte damals in meiner Lese-Clique keine große Rolle. Einen Roman wie „Doktor Faustus“ oder „Der Zauberberg“, den mir erst ein germanistisches Seminar erschloss, hätte ich seinerzeit flugs beiseite gelegt. Eher schon verschlang ich Remarques Action- und (unglückliche) Love-Stories („Der Himmel kennt keine Günstlinge“ oder „Die Nacht von Lissabon“). Von Heinrich Mann schätzte ich vor allem (als Ullstein-Taschenbuch aus dem väterlichen Bücherschrank) den „Professor Unrat“, eine ästhetische Entscheidung, die mir heute noch einleuchtet. Ist es doch eines der menschlichsten Bücher dieses Autors, der Sozialanalyse vornehmlich im lieblosen Zerrbild bot.

Denke ich zurück, zeigt mir meine Erinnerung ein großes und vielfältiges Textangebot, das aufs Lesen ungemein Appetit machte, evoziert Neugier und Spannung, die sich bei mir heute angesichts weithin empfundener Uniformität nur mehr alle Jubeljahre einstellen. War also früher alles besser? In dieser Pauschalität vermutlich nicht. Aber es ist wohl nicht gänzlich unbegründete Nostalgie, wenn sich in meiner Vorstellungswelt die Literatur der Nachkriegsjahre und die der Gegenwart so kontrastreich präsentieren. Danach malt sich mir die heutige Buchszene zwar nicht gänzlich schwarz, aber weithin grau mit einigen Farbtupfern, während mir die vermeintlich so tristen 1950er und 60er kunterbunt erscheinen. Was könnten die Ursachen dafür sein, jenseits derjenigen, die sich aus dem Altersunterschied beim Lesen eher zwangsläufig ergeben?

Die Antwort auf die Frage können Sie in unserer nächsten Ausgabe lesen.

Prof. Dr. Günter Scholdt, Germanist und Historiker; Leiter des Saarbrücker „Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsass“ im Ruhestand.

Forschungsschwerpunkte: 19. bis 21. Jahrhundert / Literatur des Exils und der Inneren Emigration / Regional- und Grenzliteratur / Fragen der literarischen Wertung (Kanonbildung).

Hauptwerk: „Autoren über Hitler“ (1996); (Mit-)Herausgeber u.a. der Gustav-Regler-Werkausgabe und der Editionsreihe „Sammlung Bücherturm“. Soeben erschienen: „Die große Autorenschlacht. Weimars Literaten streiten über den Ersten Weltkrieg“.

www.scholdt.de





Matthias Korb



**Ich werde dieser Person
immer ähnlicher.**



Matthias Korb

Verfluchter Suff

Betty Jüngling

Mein Freund, der Töpfer,
hat traurige Augen,
die scheinen zu weinen
wenn er liebt.
Hat eine Stimme,
die habt ihr nur selten
in voller Tiefe klingen gehört.
Hat rissige Hände,
die formen aus Erde
die schönsten Gedanken, die er hat.

Mein Freund jedoch
kann mehr als trinken,
kann gute Erde schaffen,
träumen, singen,
Saiten zupfen,
hoffen, lieben,
lachen wie ein Kind,
streicheln, küssen,
lieben - so,
dass mir der Atem stockt.

Er liebt die Frauen,
weil Frauen lieben,
die halten ihn sicher,
wenn er fällt.
Sagt so rau
zarteste Worte
schreien nach Leben in einem fort.

Mein Freund, der Trinker.

Mein Freund, der Trinker,
hat gelbe Augen,
trägt tiefe Furchen im Gesicht.
Der wird nicht alt,
er hat begrenzte Lebenszeit.

Betty Jüngling, geb. 1961 in Trier. Schreibt hauptsächlich Lyrik und Prosa. Von 1989-1992 war sie Mitglied der „Editions Trêves“. 1991-1997 Freie Mitarbeiterin der „KATZ“, Trier, verfasste Artikel in den Bereichen Film, Literatur, Musik, Lokalpolitik. 1991-2005 Aktives Mitglied in der „Kulturwerkstatt Trier“, Teilnahme an mehreren Ausstellungen mit Lesungen und Bildern. 1992-1994 Mitglied im literarischen Verein der Pfalz, Teilnahme am 1. Rheinland-Pfälzischen Literaturfestival. Gründung der Literaturgruppe „PUNKTUM“, 1994-1996 Veröffentlichungen in den Anthologien der Literarisch musischen Gesellschaft, Trier. 1997-2014 Lesungen bei mehreren interdisziplinären Kunstaktionen in Frankfurt, Trier, Kinheim, Olbendorf (Österreich). Derzeit Fernstudium „Kreatives Schreiben“ an der IKS, Berlin.

téchne. melancholia

Die Sören-Heim-Trilogie Teil Drei

geliebte marlene; gestern begegnete
mir dein gesicht im netz, ganz
ohne worte. es rauschte der äther
allein, entgeistert, nur deine lippen
bewegten sich. und in den straßen: gegröle.
da summt's gerinde mir stumm melodien, alt
in neue stimmen. da stieß ich das fenster
auf, nach vorgestern. da atmete rauch ich
da knarzte der schädel mir links oben.
und in den straßen: brannten maschinen.
sag mir wo die blumen. sag, wo soldaten?
geliebte marlene. magst du nicht sprechen?
stahl zeit dir die stimme, die an drähten
nagt still, und an wohlstand? äther täubt
und in straßen: dichtet menschheit.
geliebte marlene; gestern begegnete
mir dein gesicht im netz. ganz
ohne worte floh ich in vorgestern
mit dir. geliebte marlene
vor stimmen und straßen: graut es mir.
denn es ist dort draußen, weiß ich, wie du, keine.

Website: Sören Heim: facebook.com/Wortkraemer, <https://soerenheim.wordpress.com/>

Veröffentlichungen, Auswahl: Mogadischu unter schwarzem Leinen – Bibliothek Deutschsprachiger Gedichte 2008, 3 Gedichte: techné melancholia u.a. – Podium Literatur 165, Nicht Lilli Marlen – Bibliothek Deutschsprachiger Gedichte 2013, vertont von Katja Amberger und Mark Kuhn, Zyklus: Ringen mit dem Monde – eXperimenta 9/14. Preise: 3. Platz IGdA Nachwuchspreis 2009, Preis der Bibliothek Deutschsprachiger Gedichte 2013, Stift des Anton Pashkut 2014 in Zym, Sonderpreis „Favorit von Daniel Glattauer“ der art.experience 2014.

salomon

justus simon buch

ich weiß, ihr kennt mein begehrt
so klug und so weise ihr seid
ihr kennt mich, wisst alles und mehr
erhört mich in all meinem leid.
habt mitleid mit mir und tut was ich will
allein bin ich hilflos, mein wille wird still.
ihr seid ohne fehler, wie könnt ihr das tun
geschlossene augen die blind auf mir ruhn.
ich weiß, daß ich unsichtbar bin,
nur einer von vielen, allein
und deshalb tret ich vor euch hin
es tut weh, das unsichtbarsein.
ich trete vor euch und weiß nicht was ich will,
weiß nicht was zu tun ist, ihr schweigt weiter still.
vor angst fast erstarrend,
kann ich nichts mehr sehn,
ich zweifle an allem, an meinem verstehn.
ich zweifle an euch, mein verstand lächelt hohn,
weiß nichts mehr als: ich heiße salomon.

Aus „in mir – gedichte über die jahre“

Justus Simon Buch, Jahrgang 1981, Magister und Musiker, dichtet seit 1997 über seine Verliebtheiten, Lebensfragen an sich selbst und was ihm sonst noch an Gedanken über den Weg läuft.

Handbuch

für Autorinnen und Autoren

DIE Investition in Ihre Zukunft!

Informationen und Adressen aus dem deutschen
Literaturbetrieb und der Medienbranche.



- 8. komplett überarbeitete Auflage 2015
- 704 Seiten, 54,90 EUR
- www.handbuch-fuer-autoren.de

• uschtrin •

in mir
gedichte über die jahre

noemi josephine buch
justus simon buch
hans-jürgen buch

Debrae Verlag



noemi josephine buch, jahrgang 1983, psychologiestudentin in leipzig, schreibt seit 1999 gedichte, die sehr viel mit ihrem seelenleben zu tun haben und einen blick in das leben ihrer generation erlauben.

justus simon buch, jahrgang 1981, magister und musiker, dichtet seit 1997 über seine verliebtheiten, lebensfragen an sich selbst und was ihm sonst noch an gedanken über den weg läuft.

hans-jürgen buch, jahrgang 1952, designer, erfährt seit 1986 für den wettstreit gedanken und einflüsse in gedichtform, dabei widmet er sich neben seinem inneren auch mit poetischen formen und musikalischen ansatzpunkten.

viele, sehr und hocher haben über einen zeitraum von mehreren jahren unabhängig voneinander gedichte geschrieben und sie in diesem buch zusammengetragen

ISBN 978-3-937150-14-7

Debrae Verlag

in mir - gedichte über die jahre

Von Noemi Josephine, Justus Simon und
Hans-Jürgen Buch

Debrae Verlag, Konstanz, 2013
ISBN 978-3-937150-14-7;

168 Seiten, Hardcover, 16,70€

Festival

Ein Sommer voller Musik

27.6.–12.9.2015



Auch das 28. Rheingau Musik Festival lockt wieder Musikliebhaber in die Region zwischen Frankfurt, Wiesbaden und dem Mittelrheintal zu Konzerten in einmalige Kulturdenkmäler wie Kloster Eberbach, Schloss Johannisberg, Schloss Vollrads und das Kurhaus Wiesbaden. 2015 u. a. mit Anne-Sophie Mutter, Nils Landgren, Herbert Blomstedt, Gabriela Montero, Rudolf Buchbinder, Academy of St. Martin in the Fields, Joshua Bell, Andreas Scholl, London Philharmonic Orchestra, The King's Singers, Artemis Quartett, Ulrich Tukur, Mitsuko Uchida, Julia Fischer, Wiener Symphoniker, Yuja Wang, San Francisco Symphony.

Gerne schicken wir Ihnen unser Programm zu, rufen Sie uns an: 0 67 23 / 60 21 70
oder besuchen Sie unsere Webseite: www.rheingau-musik-festival.de

Rheingau
Musik
Festival

Hauptsponsor: **LOTTO**
Hessen

Co-Sponsoren:

Helaba

Postbank

beass

Medienpartner:

hr2

Deutschlandradio

Official Airline:

Lufthansa

TEXTart

Magazin für Kreatives Schreiben

TextArt ist Deutschlands einziges großes Magazin für Kreatives Schreiben. Hier erklären Profis, wie man Geschichten, Krimis, Drehbücher, Gedichte oder Romane schreibt.



- Praxisartikel vermitteln Schreibhandwerk aus allen Bereichen – von der Lyrik bis zum Sachtext.
- Profis wie Autoren und Lektoren berichten in Interviews über ihre Arbeit und geben Anfängern wertvolle Tipps.
- Artikel über Lehrbücher, Software und Schreibwerkzeuge aller Art machen TextArt zum unverzichtbaren Fachmagazin für alle, die schreiben.
- Ein Serviceteil informiert über aktuelle Literaturwettbewerbe und Workshops.

**Jetzt ein Einzelheft zum Preis für EUR 5,20
(zzgl. Versand) bestellen!**

**Oder gleich ein Abo
(4 Hefte für EUR 19,20 inkl. Versand Inland)!**

www.textartmagazin.de

**TextArt-Verlag
Abonnentenservice
(dienstag & donnerstags 10–15 Uhr)
Heinrichstr. 108 - 40239 Düsseldorf
Tel.: 0211 - 905 32 38 - Fax: 0211 / 905 30 50
E-Mail: service@textartmagazin.de**

Dies könnte Ihre Kleinanzeige sein. Pro Zeile kostet Sie das nur 10,- €. Sie können dabei Bücher, seltene Lyrikbände, Ihre eigenen Werke oder Ähnliches zum Verkauf anbieten. Eine 3-zeilige Anzeige darf dabei 260 Anschläge in der Word-Datei haben.

VISION DER LIEBE

Vom Klang der Zeit – Hildegard heute



Darstellerin:

Annette Artus

Gesang:

Martina Spies-Gehrig

Buch und Regie:

Rüdiger Heins

Sonntag 07. Juni 19:00 Uhr

Tunneltheater Bingen

Eintritt: Spende

*Unterstützt vom Stift St. Martin und dem „Treff im Stift“
Bingen sowie vom Freundeskreis „Park am Mäuseturm“*

Gestaltung: Christoph Spanier

rowohlt

**SCHIRN
KUNSTHALLE
FRANKFURT**

Die Weinprobe

Helmut Gotschy

Mein Freund bremste. „Ich zeige dir ein Weingut.“ Johannes zwang den Clio über ein holperiges Etwas, das sich bei der Bezeichnung Weg sofort um einen halben Meter verbreitert hätte – vor Stolz. Beiderseits Wildwuchs. Ginsterblüten längst vertrocknet, Weinblätter beeilten sich, dem Farbklichee des Herbstes nahezukommen und ein paar junge Triebe bescherten einem Feigenbaumskelett neues Leben an der Wurzel.

Ein Gebäudekomplex. *Fleurs de Garrigue* stand auf dem Schild, das – schon etwas in die Jahre gekommen – über einem geöffneten Tor hing. Renovierungsarbeiten waren im Gange. Gelbe Schläuche, Zementsäcke, Mischbehälter. Neben einem Minibagger stand ein Mann und blickte hilflos umher. Der ganze Platz stand unter Wasser. Latten und Paletten trieben Richtung Straße. Ein anderer fuchtelte durch die Luft und brüllte auf ihn ein. Derbe Schimpfwörter, von denen ich nur eines verstand: Dattelfresser.

Immer noch mit den Armen rudern kam der Patron auf uns zu. Ihm hingen Hemdzipfel aus der Hose, rot-weiß-blau kariert. „Du schon wieder! Ça va? Brauchst du Nachschub?“, dabei tätschelte er Johannes am Oberarm.

Der lachte. „Gut. Nein, ich habe Besuch, ein Biertrinker. Zeig uns deine Schätze, Jean-Noël. Was ist denn da passiert?“

Jean-Noël knöchelte gegen die Stirn. „Hör mir mit den Schwarzfüßen auf! Wahrscheinlich hatte er den Kopf wieder bei seiner Aishe und ihren Kamelen.“

Im Inneren war es noch schlimmer. Stapelweise Kartons, mit Gipsbröseln und Isolierflocken bedeckt. Die Abfüllanlage unter Folie, die Etikettiermaschine zugestaubt. Ganz hinten Gläser neben einem Spülbecken, alle mit einer gräulich-weißen Schicht überzogen.

Ich staunte. „Vielleicht sollten wir ein anderes Mal ...“

„Lass mal, der schafft das schon!“, Johannes wie immer die Ruhe selbst.

„Rot, nehme ich an.“

Johannes nickte. „Den einen, du weißt schon“, und zu mir: „Wirst sehen, da liegen Welten zwischen dem und unserem Cuvée Clochard von damals.“

Was meinte Johannes? Rotwein ist Rotwein. Basta!

Jean-Noël hatte die Hände an den Hüften und sah sich um. Die Kartons waren bis auf die Jahresstempel unbeschriftet. „Wo ist der verdammte Grenaxa?“ Nach dem dritten Versuch wurde er fündig. Jean-Noël zog eine schlanke, beinahe schwarze Flasche aus der Kiste und küsste das Etikett. Er wendelte die Spirale in den Korken – war der Knall ein Zeichen für Qualität? – und hielt sich nicht weiter mit irgendwelchen Dekantierzeremonien auf. Er griff ein Glas, blies kurz hinein, den Rest erledigten die Hemdzipfel, und goss ein. „Eigentlich bräuchte der zwei Stunden Luft.“

Es folgte eine Inszenierung ohne Worte: Die Nase über dem Glas wirbelte er den Wein im Kreis. Nach einer Art Einseufzen folgte ein Schlürfen, das an den Rest Badewasser erinnert, das sich ins Kanalsystem stürzt.

Mir fielen die Weinprospekte meines Vaters ein. Hochglanzflyer mit ihrer pompösen Prosa, aus denen er zitiert hatte. Diese Wortgebilde, Prozessionen von Absurditäten. Wo von *Vanilleschoten im Tabakblatt* die Rede war, dieser *Ahnung von unreifen roten Johannisbeeren*, dem *mineralischen*

Kieselduft – als ob Steine riechen würden – , den *grasigen Röstaromen*, *Anklängen an sommerliche Eichenrinde*, den *luftigen Brombeerextrakten*, dieser oder jener *korrodierenden*, oder war es eine *korrespondierende?*, *Tannin-Komponente*.

Im zweiten Akt zerbiss der Patron den Wein. Intensive Kaubewegungen mündeten in eine Weinschleuder, ein Innenspülen, exzessiv wie nach einer überstandenen Wurzelbehandlung.

Begeistert hatte mein Vater von *robust balanciertem Säurespiel* geschwärmt, von *aromatischer Staffellung* oder der – einmal bei einem Griechen – *dionysisch antiken Offenbarung* (für Rheinwein hätte er Wagner zu Rate ziehen müssen).

Ein dramatischer Moment: der Lüftungs-Upgrade. Den Kopf gesenkt sog er bei gespitzten Lippen ruckartig Luft ein, die Flüssigkeit gurgelte den Gaumen entlang. Was zuvor eine Badewanne, bekam die Ausmaße eines Sportbeckens.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte der alte Herr den exzentrisch-euphorischen Lobeshymnen eines Kritikers, der an eine Füllermarke erinnerte. Wo von *expressionistisch hauchigen Sägewerksnuancen* die Rede war, wo Sprachblüten wie *florale Ouvertüre*, *ostinates Bouquet* oder *retronasales Finale* seine Kaufentscheidung beeinflusst hatten. Ja, selbst vor dem Wort *befruchtet*, oft in Verbindung mit *maskulin*, *ausdauernd* oder *standfest*, schreckte dieser nicht zurück. Gegen Ende der unvermeidliche *Abgang* mit *Aprikosen* oder *Bananen*, gern in Verbindung mit *Nüssen*, in der Konsistenz zwischen *knackend* und *cremig* variierend.

Die Augen geschlossen beendete Jean-Noël diese Trinkpartitur mit einem orgastischen „Oaahh“.

Ein Klacken von links oben. Absätze auf einer Metalltreppe. „Gibst du mir die Schlüssel, Chéri?“ Die Schuhe, die Beine, das Schnabelgelb des Kostüms, drei Perlenreihen am Dekolleté, das glitzernde Täschchen, die Ohrclips, die Haare, das Parfüm – Welten prallten aufeinander. „In einer Woche bin ich zurück.“ Beim „... bis dahin ...“ - Betonung auf „da“ – war das Lächeln eingefroren.

„Mein Gott, wie im Puff!“ , aber das hörte sie nicht mehr, das Klacken hatte sich entfernt. Er stürzte den Rest in einem energischen Zug hinunter, rollte ihn ein-, zweimal und sagte: „Voilà.“

Wir waren an der Reihe. Jean-Noël nahm vor den Hemdzipfeln Wasser zu Hilfe und goss ein. Der Wein schimmerte dunkel. Ich zögerte. Das Verkostungsgehebe des Winzers war mir fremd, es ihm gleich zu tun, fehlte mir der Mut. Johannes war unerschrockener – oder geübter: Er schlürfte, schmatzte, gurgelte. Ich tat einfach nur einen großen Schluck, den ich für ein paar Lidschläge im Mund behielt. Welche Überraschung! Gespeicherte Sonnenglut neckte die Zunge, wärmte Gaumen und Rachen, verführte zum Träumen. Behagen machte sich breit. Selbst ohne dieses aufgesetzte Brimborium bekam ich eine Ahnung, dass Rotwein vielleicht doch nicht immer gleich Rotwein ist, dass es Unterschiede zwischen Schraubverschluss und Giraffenhalskorken gibt. Ein erhabener Moment des Erkennens durchströmte mich, Vorurteile wurden hinweggespült. Ja doch, da war mehr! Beeren, womöglich Weihnachtliches. Auf jeden Fall Früchte, jede Menge Früchte. Reif und prall und ...

Die beiden verstiegen sich ins Fachliche: Erntemenge, Gärtemperatur, Reifezeit. Wörter, mit denen selbst ich etwas anfangen konnte. Nur beim Thema Abgang blieben Fragen. Was meinte Johannes mit der Konsistenz von *Bananen* oder ob es eher *Walnussmus* sei, was sich erst am nächsten Morgen zeigen würde, je nach Anzahl der geleerten Flaschen?

Jean-Noël verteilte den Rest des Weines auf unsere Gläser. Johannes schnüffelte, kaute, trank. Aufs Neue begeistert, wagte ich zu fragen: „Verraten Sie uns das Geheimnis dieses Weines?“

Der Winzer kniff die Lippen zusammen und nickte: „Mein Geheimnis? Größte Sauberkeit, aber vor allem“, bedächtige Pause, dann ein Zwinkern, „keine Trauben!“

Rädergesang

Barbara Marie Mundt

Theaterstück in einem Akt

Ort der Handlung: Das Abteil eines Zuges

Personen: Eine Frau, Liliane,
Ein langer dünner Mann, Oskar
Ein Schaffner ohne Namen
Ein Mädchen mit vielen Namen, ca. neun Jahre alt

Die Frau ist leger gekleidet, weiche Hose, Bluse o.ä.

Der Mann trägt konservative Kleidung, Tuchhose, Hemd, Jackett, Schiebermütze.

Das Mädchen trägt einmal einen roten Mantel, Hut, einen Teddybären,
einmal einen blauen Mantel, Kopftuch, Spielzeug-Elefant,
einmal einen hellen Mantel, Mütze, Plüschhund.

Der Schaffner trägt eine äußerst korrekte Uniform.

Musik: Steve Reich, Different Trains, Part 1, Before the war

Steve Reich, Different Trains, Part 2, During the war

Steve Reich, Different Trains, Part 3, After the war

(Steve Reich, Kronos Quartet, Pat Metheny-Reich, Different Trains)

Mundharmonika, spielt James Brown, This is a man's world

Mundharmonika, Nigendl

Mundharmonika, Melodien

Geräusche: fahrender Zug, mal langsam, mal schnell, Weichengeratter
quietschende Zug-Bremsen, Türen klappen, Bahnhofsdurchsage u.a.

Zugabteil, ein Mann und eine Frau sitzen sich gegenüber, das Abteilstfenster ist dunkel, draußen ist Nacht, man hört das eintönige Fahrgeräusch des Zuges, als Hintergrundmusik Steve Reich, Different Trains, Before The War.

FRAU (Liliane) singt: Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg, dein Vater ist in Pommernland, Maikäfer flieg. Maikäfer flieg, mein Vater war im Krieg, mein Vater flog nach Engelland, Engelland ist abgebrannt, Maikäfer flieg ... (*verstummt, dann spricht sie weiter, ihre Stimme ist energisch, empathisch:*)

Mein Vater ist abgestürzt, mein Vater ist ein Held, Staffel-Kapitän, Offizier. Ich hasse Fliegen, ich bin verrückt nach Fliegen, mein Vater ist ein Flieger. Ich liebe Flugzeuge, Fesselballone, Zeppeline. Ich habe Flugangst. Es ist gefährlicher mit dem Auto zu fahren, sagt mein Vater, oder mit dem Zug. Vater ist um die ganze Welt geflogen, privat, hat jeden Kilometer aufgezeichnet, jede Flugroute im Atlas vermerkt, jeden Flughafen. Ich hasse Fliegen. Ich hasse meinen Vater, immer redet er von Flugzeugen, welche Typen er geflogen ist, mit welchen Motoren.

MANN (Oskar) mit langweiligem Singsang: Ich habe Hunger. Habe seit dem Frühstück nichts gegessen, und das war auch nicht so üppig, nur drei Toasts und Spiegeleier. Hören Sie das Geräusch, das ist mein Magen, der knurrt.

Liliane: Früher war alles besser, sagen manche. Das traut mein Vater sich nicht zu sagen. Aber er zeigt Bilder. Vater in Fliegeruniform. Er erzählt. Von der guten alten Zeit. Wir waren jung. Wir wussten doch nicht. Vater ist tot. Ich habe ein Flugzeug bekommen. Ein Modell, vom Vater selbst gebaut. Und sein Flugbuch: Flugstunden um -stunden, Distanzen, Orte, Abschüsse, Abschüsse, feindliche Maschine, feindliche Maschine, feindliches Objekt, Lastwagen, mit Menschen drin. Eine lange Liste im Flugbuch. Hundertund... Flugzeuge, zweihundertund... Lastwagen. Mit Menschen drin.

Oskar: Wo werde ich zu Mittag essen. Und was. Heute was Leichtes am Mittag.

Spaghetti mit Lachssoße. Oder Omelette mit Schinken und Käse. Oder Eierkuchen mit Spinat, der Spinat angemacht mit Olivenöl, Knoblauch und Schafskäse. Mmmmmh.

(Er presst seine Hände auf seinen ausgemergelten Bauch.)

Meine Frau, wenn sie öfter mal Kuchen gebacken hätte. Oder Nachtisch gemacht, zum Beispiel Creme Caramel. Oder Obstsalat mit Honig. Rote Grütze. Abernein. Singen wollte sie. Unterricht bei einem schmierigen Gesangslehrer hat sie genommen, trällerte den ganzen Tag vor dem Spiegel. Nicht zum Aushalten, und Hunger. Bestimmt hatte sie was mit dem, abgestritten hat sie es ja nicht.

Liliane: Mein Vater war sehr stolz. Mein Vater ist tot. Nie hat ein Vater mich Gute-Nacht geküsst.

Oskar: Meine Mutter hat mich gewarnt. *(Er spricht mit hoher Stimme wie eine Frau):* So ein nichtsnutziges Ding, sagte sie. Du hättest was Besseres verdient. Kann sie kochen? *(Und wieder normal und sehr überzeugt):* Nein, nicht so wie du, Mutter. Aber ihre Lasagne, meine Güte! *(Wieder wie eine Frau, langgezogen):* Lasagne? So was Ausländisches. Das ist doch nichts Anständiges. *(Normal):* Aber da habe ich widersprochen. Dann fing Ellen, so hieß meine Frau, mit den Auftritten an, Freitag ein Konzert in der Musikschule, samstags auf dem Sängerfest, sonntags drauf in der Kirche. Sie übte und übte den ganzen Tag. Ich ging ins Restaurant.

Ein drahtig wirkender Schaffner betritt zackig das Abteil: Die Fahrkarten bitte!

Liliane holt ein Büchlein aus ihrer Tasche und zeigt es vor. Der Titel: „Die Eisenbahnen im Machtbereich der Achsenmächte während des Zweiten Weltkrieges“.

Schaffner kommandiert: Vorlesen!

Liliane schlägt das Buch auf und liest laut und sehr betont: „Nachdem der Zweite Weltkrieg nun schon fast 30 Jahre zurückliegt und die Zahl der am Kriegsgeschehen beteiligten Eisenbahner immer kleiner wird, geraten deren Leistungen immer mehr in Vergessenheit. In der vorliegenden Arbeit sollten sie endlich eine Darstellung und Würdigung finden, denn sie werden trotz des verlorenen Krieges immer interessant und beispielhaft bleiben.“

Schaffner: In Ordnung, vielen Dank *(zu Oskar im Kommandoton):* Die Fahrkarte bitte!

Oskar bietet ihm aus seiner Tasche umständlich eine Frikadelle an.

Schaffner: Jo mei, zwoa miassen's fei scho' sa' !

Oskar seufzt vernehmlich und gibt ihm das Verlangte.

Schaffner: Und Kätshap, marsch!

Er bekommt welches und geht weiter.

Oskar flüstert: Als meine Frau ausgezogen war, hab ich mir Frikadellen gebraten. Dreißig Stück. Ich wollte e i n m a l im Leben genug Frikadellen essen. Danach war mir schlecht.

Liliane *singt leise*: This is a man's world, but it would be nothing, without a woman or a girl. Man made the train, to carry the heavy load, man made the electric light to take us up of the dark ... *(Ihr Gesang erstirbt und geht über in ein Flüstern.)*

Opa hat mich aus der Werkstatt vertrieben. Dort lagen Kabel herum, Glühbirnen, Werkzeuge, standen Radioapparate und alles wollte ich anfassen. Opa, was ist denn das, wofür braucht man das? Das ist nichts für Mädchen, geh spielen. *(Singt wieder)*: This is a man's world ... man made the little baby girl or boy, and man made them happy, cause man made them toys... *(Flüstert wieder)*: But man needs a woman. But. Man needs. He's lost in the wilderness, in bitterness. *(Entschlossen)*: Das ist nicht meine Welt. Ich habe immer die Liebe gesucht, die einzige, die wahre. Es muss sie doch geben. Und es muss möglich sein, sie zu leben, gegen alle Falschheit der Welt. Habe gesucht mit vollem Einsatz, Liebe, oder was ich darunter verstand, vielleicht meinen Vater, aber das ist eine andere Geschichte.

Oskar *schaut fragend, dann packt er Kekse aus und verspeist sie laut knackend und spricht mit vollem Mund*: Das sind meine Lieblingskekse, die mit Schokolade. Aber ich mag auch einfache Butterkekse oder Kracker. Dort, wo ich war, gab's immer trockenes Brot am Abend. Aber nie genug.

Liliane *steht auf und geht suchend hin und her, bückt sich und hebt hin und wieder etwas auf*: Steinchen gefunden, Liebessteinchen: rotschöpfige, feuerköpfige, alles besitzende, alles zerstörende Liebessteinchen. Gewaltige, tätige. Ein Kind hervorbringende. Die jugendlich-träumerische und böse Endenden. Die käuflichen, die verkaufenden Liebessteinchen. *(Heftiger werdend)*: Die kühl berechnende, sich gebende, verweigernde Liebe. Die bürgerliche. Die flüchtige, o, diese ganz besonders. *(Sie bleibt stehen)*: Liebe ist eine flüchtige Substanz und je mehr du sie halten willst, desto mehr zerfließt sie unter deinen Händen.

Die Tür knallt auf, Liliane setzt sich schnell hin. Der Schaffner betritt das Abteil. An der Hand führt er ein kleines Mädchen mit dunklen Locken. Es trägt einen Hut und einen roten Mantel. In der Hand hält es einen Teddybären.

Schaffner *mit knarrender Stimme*: Weiß jemand, wem das Kind gehört?

Er zerrt das Kind unsanft hinter sich her und verlässt das Abteil auf der anderen Seite.

Oskar *(lacht)*: Huch, ein Kind, das niemandem gehört. Das gibt's doch gar nicht. Jemand muss ihm doch eine Fahrkarte gekauft haben. Ach nee, wie witzig! Was esse ich denn jetzt? *(Er packt ein Paket mit Stullen aus.)*: Vielleicht drehen die hier einen Film und wir wissen gar nichts davon, hahaha. Wie aufregend. Na, irgendwie wird sie ja heißen. Ach, hier hab ich doch noch Würstchen ...

Das Licht geht aus, man hört Stimmen flüstern:

Sie heißt Rebekka, nein, Judith heißt sie. Sie heißt Mirjam, ach du hast ja keine Ahnung, sie heißt doch Hannah.

Alle Stimmen flüstern laut im Chor: Sie heißt Sarah.

Es ertönt eine Mundharmonika, sie spielt: This is a man's world (James Brown), dann bricht die Melodie ab, man hört einige krächzende Töne wie ein Versuch, etwas zu spielen, das man nicht kann. Dann ganz leise ein jiddisches „Nigendl“.

Wieder die Stimmen: Jam bada dam bada da da da da dam, jam bam bam ...

Ein Kind sagt: Hier ist es so dunkel, ich hab Angst.

Ein Mann: Wohin fahren wir?

Eine Frau: Alles wird gut!

Das Licht geht wieder an.

Oskar *lacht hysterisch.*

Liliane *schaut aus dem Fenster:* So dunkel da draußen. Hätte doch diese eine dunkle Nacht ihr zärtliches Tuch über uns gebreitet, als noch Zeit war. Es war die Stunde der Sprachlosigkeit, in der jeder seine eigenen Gedanken spiegelte. Vergangene Tage heraufbeschwor, die niemals wiederkommen. Die Zeit, als die Zukunft noch in dunstvoller Ferne lag, als Hoffen noch ein positives Vorzeichen trug.

Oskar *(träumerisch):* Als ich da rauskam, habe ich mir eine Katze angeschafft. Manchmal wäre ich gern eine Katze, die nächtens im Mondlicht streift. Die dich anblinzelt, vertrauensvoll mit Groll in der Kehle und im nächsten Augenblick fängt sie deine Hand mit eingezogenen Krallen. Eine Katze, die man nie missversteht ...

Liliane: Missverstehen ist das Schicksal der Menschen, weil sie auf Worte angewiesen sind. Das Verstehen ist immer nur der Gipfel, der Lichtblick am Ende eines langen Tunnels. Dazwischen ist Missverstehen und nochmals Missverstehen. Und die Liebe macht, dass wir es aushalten. Und den Schmerz, den es verursacht.

Der Schaffner reißt die Abteiltür auf, an der Hand führt er ein Mädchen mit dunklen Locken. Es trägt ein Kopftuch und einen blauen Mantel. In der Hand hält es einen Spielzeug-Elefanten.

Schaffner *mit knarrender Stimme:* Weiß jemand, wie das Kind heißt und wem es gehört?

Er zerrt das Kind unsanft hinter sich her und verlässt das Abteil am anderen Ende. Das Licht geht aus. Man hört Stimmen flüstern: Sie heißt Yasemin. Sie heißt Narges. Ach, was redest du, sie heißt Gülbeyaz. Nein, sie heißt Safiye.

(Im Chor): Sie heißt Kanake.

Die Mundharmonika spielt eine traurige Melodie, zieht die Töne, wimmert, winselt und erstickt.

Ein Kind: Warum mitten in der Nacht?

Ein Mann: Wohin bringen die uns?

Eine Frau: Es wird schon nichts passieren.

Das Licht geht wieder an.

Oskar *(unbeeindruckt):* Ich schaue gern Nachrichten. Am liebsten knabbere ich dabei Erdnüsse. Oder Tortillachips. Salzbrezeln gehen auch. Manchmal nehme ich auch Studentenfutter. Wenn ich in Süß-Laune bin, esse ich Kekse, Hamburger Waffelmischung oder Schokokekse. Bier trinke ich nie dazu, nein, das mag ich gar nicht. Ich trinke Portwein oder ein Glas Sherry. Aber das von früher, nein, das schaue ich mir nie an.

Liliane *spricht Oskar an:* Was für ein Kind mag das sein. Wie sah sie aus, Erinnerst du dich?

Oskar *(nachdenklich die Hand an der Stirn):* Es trug einen blauen Mantel, das Kind, und es heißt Rebekka. Nein warte, es trug ein Kopftuch und heißt Yasemin. Falsch, es hatte einen Teddybären in der Hand und es heißt Esther. Meine Güte, es muss doch jemand wissen, wer das Mädchen ist, das Mädchen mit dem Hut.

Aus einem Lautsprecher ertönt eine Ansage. Der Sprecher spricht sehr akzentuiert, jedes Wort, jede Endung hervorhebend: In wenigen Minuten wird es einen Zwischenhalt geben. Beunruhigen Sie sich nicht. Nur ein kurzer Stopp. Die Fahrt wird danach sogleich fortgesetzt werden.

Die Fahrgeräusche des Zuges werden langsamer, die Abstände im Rattern auf den Gleisnähten werden größer. (Musik Steve Reich, Different Trains Part 3, Before the War). Die Reisenden schauen aus dem Fenster, versuchen etwas zu erkennen. Unruhe kommt auf, sie bewegen sich nervös hin und her, kramen in Taschen, schauen wieder hinaus.

Liliane *flüstert:* Ich habe Angst.

Die Fahrt wird immer langsamer, eine Weiche rattert unter den Rädern, sehr langsame Fahrt, noch eine Weiche. Bremsen quietschen, der Zug hält.

Musik: STEVE REICH DIFFERENT TRAINS, DURING THE WAR im Hintergrund, erst laut, dann leiser werdend.

Türen klappen. Grelles Licht geht an, schwenkt hin und her. Die Reisenden sind geblendet, reiben sich die Augen, blinzeln. Ein Megaphon quäkt Namen und Befehle, man hört Hundegebell und laut knallende Schritte.

Oskar: Achja, hätte ich damals Arbeit gehabt. Arbeit haben macht glücklich!

Liliane schaut mit weit offenen Augen, flüstert: Das hab ich schon mal gesehen. Diese Nacht, die so dunkel daher kommt. Mit Armen, die festhalten, einem Mund, der befiehlt. Mit einer Kammer, die verschluckt und verschluckt. Und Rauch ...

Mitten im Abteil steht plötzlich das **Mädchen** mit Kopftuch und rotem Mantel. Es hält seinen Spielzeug-Elefanten im Arm und zupft sein Kopftuch zurecht. Es lächelt. Die Reisenden drehen die Köpfe weg. Der **Schaffner** betritt das Abteil und schiebt das Mädchen zur Tür hinaus. Eine Trillerpfeife ertönt. Der Zug setzt sich langsam in Bewegung, er fährt rückwärts. **Liliane** steht auf, zögert kurz und springt aus dem langsam fahrenden Zug.

Stimme Liliane schreit: Das ist doch unser Kind! Sie heißt Johanna, sie heißt Elisabeth, sie heißt Judith und Gülbeyaz. Es ist unser Kind!

Der Zug rattert rückwärts über die Weichen und rückwärts weiter durch die Nacht. Er wird schneller und schneller.

Oskar (weinerlich): Ich glaub mir wird schlecht. Beim Rückwärtsfahren wird mir immer schlecht. Die Mundharmonika spielt eine klagende Weise.

Oskar (sehr nachdenklich): Ich habe geträumt. Eine Melodie, ein Cello mit tiefem, schicksalhafterm Klang, der sich wand und schlang, der wob und sog, und ich fühlte mich hinab gezogen in dunkle Tiefen, die ich nicht kannte zuvor. Ich war jung und fühlte mich in einer Enge, aus der ich kein Entkommen sah. Und mir fiel kein Wort ein, das ich hätte sagen oder schreien können. Dazu eine Kälte, die mir das Atmen in der Brust gefrieren ließ. Es war wie Sterben. Aber von oben schwebte plötzlich der Silberklang einer Flöte herab und der hob mich aus der Tiefe an eine mir gänzlich fremde Oberfläche. Um mich war Einsamkeit und ich hörte Räderrollen in der Ferne wie einen Rhythmus, der Geborgenheit gibt.

Man hört das Rollen der Zugräder auf den Gleisen. Dann wird die Tür aufgerissen. Der Schaffner betritt zackig das Abteil. Er hält den Arm, als ob er jemanden führte, aber niemand ist da, nur ein Teddybär.

Schaffner bellt: Weiß jemand, wem das Kind gehört?!

Er verlässt mit entschlossenen Schritten das Abteil am anderen Ende.

Oskar (verzweifelt): Ist denn hier keiner, mit dem man reden kann?

Man hört die eintönigen Fahrgeräusche. Dann hält der Zug mit quietschenden Bremsen, Türen schlagen, eine Durchsage, ein Bahnhof. Eine Frau betritt das Abteil. Sie sieht genauso aus wie Liliane. Sie hat ein Kind dabei und hält es fest an der Hand: ein Mädchen mit dunklen Locken. Es trägt einen hellen Mantel, eine Mütze und hat einen Plüschhund im Arm.

Frau: Sind hier noch zwei Plätze frei?

Oskar schaut die beiden an, wie Gespenster und nickt wortlos. Die Frau und das Mädchen setzen sich ihm gegenüber.

Oskar (zu sich selbst): Die beiden sehen müde aus.

Er holt eine Plastikdose aus seiner Tasche, wischt verlegen einen Teller mit einem Tuchzipfel sauber. Räuspert sich.

Oskar: Eh, bitte. Haben Sie vielleicht Hunger. Ich hätte hier Kartoffelsalat und Frikadellen

Das Mädchen lächelt freundlich: O ja, ich habe großen Hunger. Mmmh, Kartoffelsalat. Frikadellen ... Schweinefleisch, danke, lieber nicht.

Oskar *(eifrig):* Nein, nein, ich esse kein Schweinefleisch. Das ist mir zu fett und verursacht Gicht.
Das Kind greift zu.

Frau: Wir können Ihnen doch nicht alles weg essen.

Oskar *(leicht):* Das macht doch gar nichts. Ich bin ja bald am Ziel. Außerdem habe ich gar keinen Hunger. *(Zu dem kauenden Kind):* Du siehst aus wie meine kleine Schwester, die einst verloren-ging. Sie hatte ebensolche Locken. Aber sie war nicht meine Schwester, das habe ich bloß geträumt. Sie war meine Großmutter und ich habe nur ein Foto von ihr. Ich träume von ihr, wie sie mit vielen Vielen in einen Zug einsteigen muss. Ein Zug ohne Fenster, und in meinem Traum werden sie zu einer Viehherde. Und wie das Mädchen mit dem roten Mantel stehen sie dort auf dem Bahnsteig. Und dann höre ich eine einsame Klarinette, die immer dieselbe Melodie spielt. Und immer wiederholt sich alles, neu und doch fremd. Es macht mir Angst und die Angst macht mich hungrig. Und immer die Züge, die durch die Nacht fahren auf schimmernden Gleisen.

(Man hört die Zuggeräusche, Musik Steve Reich, After The War.)

Mädchen *hört auf zu essen, schaut auf:* Ich bin nur ein Kind. An mir flog etwas Dunkles vorüber wie ein großer Vogel mit schwarzen Schwingen, die meinen Kopf berührten, und mir wurde so kalt. Ich bin nur ein Kind, aber ich weiß, dass es lauert und nur darauf wartet, dass alle schlafen. Ich heiße Sarah und ich heiße Safiye, ich heiße auch Maria, und das Dunkle macht mir Angst.

Sie steht auf und zieht die Notbremse. Man hört die Bremsen quietschen, der Zug hält auf offener Strecke. Der Schaffner betritt das Abteil, er ist aufgeregt.

Schaffner: Die Notbremse darf nur im Notfall gezogen werden.

Oskar *(ängstlich):* Wenn jetzt der Gegenzug kommt, sind wir alle hin.

Frau: Wenn wir immer nur rückwärtsfahren, sind wir auch bald hin.

Das Mädchen steht auf, geht zum Fenster und schaut hinaus. Es wird langsam heller und eine fröhliche Melodie erklingt.

Mädchen: Steht endlich auf ihr Schlafmützen! Draußen wartet ein Morgen und es wird endlich hell.

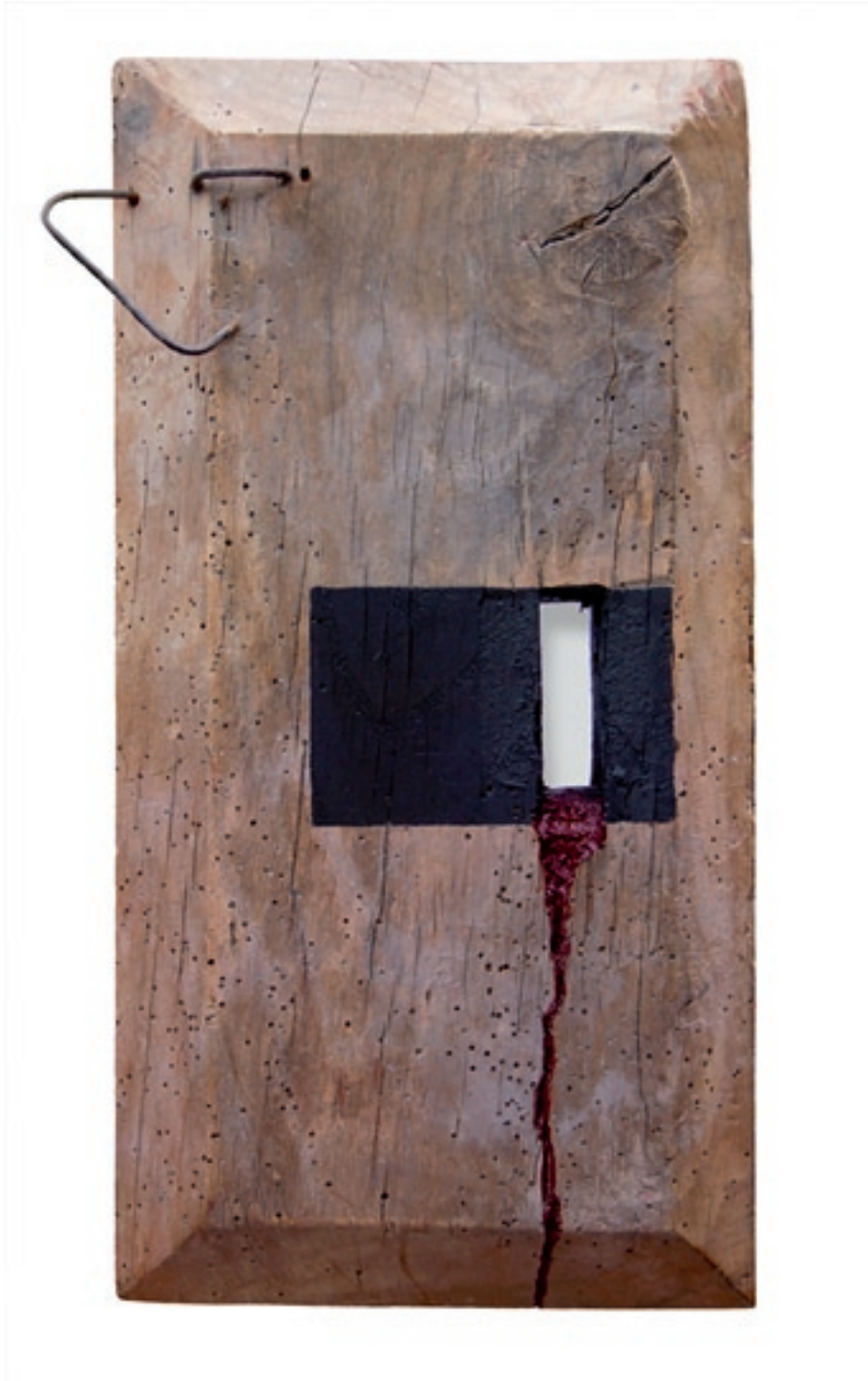
Die Musik wird lauter, das Mädchen zieht die Erwachsenen von ihren Sitzen hoch und tanzt mit ihnen hinaus. Der Schaffner schaut unsicher um sich, reibt sich die Augen. Er legt seine Mütze und seine Trillerpfeife auf den Sitz und beeilt sich, hinter den anderen her zu laufen.

Barbara-Marie Mundt, geb. 07. Dezember 1950 in Bensheim, Bergstraße, verheiratet, schreibt Romane, Erzählungen, Lyrik, Erzählungen für Kinder. Mitglied im Verband Deutscher Schriftsteller und im Montségur Autorenforum, diverse Veröffentlichungen.



Arbeiten von Matthias Korb







Arbeiten von Matthias Korb

Schach mit dem Teufel – Teil Zwei

Jens-Philipp Gründler

Während Dragans Abwesenheit schilderte mir Olbrich, wie sein Kumpel ahnungslose Touristen überfiel, sie mit der Klinge bedrohte und ihnen ihr Geld abnahm. Dies sei noch das harmloseste Verbrechen, betonte der Obdachlose. Weshalb er sich denn mit Dragan abgebe, fragte ich Olbrich. Und der antwortete, dass dieser Sachverhalt nur schwer zu erklären sei. Er befände sich in einer Abhängigkeit von Dragan, mit dem er ein schreckliches Geheimnis teile. Mit aller Macht drang ich in Olbrich, um zu erfahren, worum es sich bei diesem Geheimnis handelte. Schließlich rückte Olbrich mit der Sprache heraus. Gemeinsam hätten Dragan und er in der DDR einem speziellen Kommando der NVA gedient, das mit der bundesdeutschen GSG 9 vergleichbar sei. Im Rahmen eines militärischen Einsatzes in Angola sei es zu Aktionen gekommen, die ihn bis heute nicht schlafen ließen, bemerkte Olbrich. Schauerliche Szenen spielten sich in seinem Kopf ab, sobald er sich zu Bett begeben. Nach dem Ende der Deutschen Demokratischen Republik seien Dragan und er dann arbeitslos geworden und hätten sich mit Gelegenheitsjobs durchgeschlagen, da ihr Know-how bei der Bundeswehr nicht gefragt gewesen sei. Unter argen Geldproblemen leidend hätten die beiden dann angefangen, ihr erlerntes Wissen und ihre Techniken für zwielichtige Unternehmungen einzusetzen. Einbrüche hätten sie durchgeführt, sagte Olbrich, und im Rahmen ihres letzten Coups sei es zu einer Schießerei gekommen, bei der ein Ehepaar starb. Olbrich und Dragan wurden nie erwischt und entwickelten sich in unterschiedliche Richtungen. Während Olbrich schwor, nie wieder das Gesetz zu brechen, perfektionierte Dragan seine kriminellen Energien und raubte nach wie vor arglose Menschen aus.

Als Dragan zurückkehrte, zückte er sein Messer und deutete drohend auf das daran klebende Blut. Mir wurde schlecht, und ich wollte schon die Flucht ergreifen. Doch Dragan hielt mich lachend fest. Da ich jetzt ja Bescheid wüsste, könne er mich nicht einfach so gehen lassen. Dragan bot mir aber an, im Schach gegen ihn anzutreten. Ich dürfe sogar mit Olbrich zusammen über die Spielzüge beraten. Wenn wir gewannen, würde er uns gehen lassen. Ansonsten müssten wir ihm sein Leben lang dienen. Und darüber hinaus, stellte Dragan maliziös grinsend klar. Schlagartig ging mir auf, mit wem ich es hier zu tun hatte und ich sorgte mich um meine Seele. Es gab kein Zurück, mir blieb nur die Option, im Schach gegen Dragan zu gewinnen, um mich und auch Olbrich zu retten.“

Schindler stockte der Atem, als er von der Begegnung des Autors Ruben Roin mit dem Teufel las. Zuerst hatte er den Titel Schach mit dem Teufel für lächerlich und übertrieben gehalten. Doch jetzt fand Schindler, dass dieser Dragan tatsächlich eine diabolische Figur und Olbrich dessen Opfer war. Dass es sich bei dem Missetäter wirklich um Satan in persona handelte, bezweifelte Schindler und doch empfand er den literarisch stilisierten Vergleich als gelungen. Dieser Roin sprach die Wahrheit, da war sich Schindler nun sicher. Und er wusste auch, dass man beim Schreiben von Romanen stark übertreiben musste, um die Leser zu fesseln. Vor der Fassade des Theaters des Westens trat erneut das mitgenommen aussehende Jüngelchen auf den Plan. Zielstrebig lief es auf den lesenden Pädagogen Schindler zu, griff nach der Samsonite-Tasche und verlangte: „Geben Sie mir meine Notizen zurück!“ Schindler erwiderte, dass die Aufzeichnungen einem anderen gehörten und weigerte sich, sie herauszurücken. Nervös und in Eile reagierte der junge Mann erstaunt und ließ zunächst von Schindler ab, erschien doch gerade wieder das Polizistenpärchen. Sie hielten den angeblichen Besitzer des Manuskripts fest und legten ihm Handschellen an. Schreiend wurde er abgeführt und in einen Polizeiwagen gebracht. „Helfen Sie mir!“, forderte der junge Mann Schindler auf, doch der starrte nur apathisch

vor sich hin, da ihn die Situation überforderte. „Man muss auch alles selbst machen“, rief nun der Penner mit den asiatischen Gesichtszügen. Überraschend war er aufgetaucht, als die Polizisten aktiv wurden. Indem er seine Metalleisten zückte, brüllte der gut trainierte Mann mit der schwarzen Sonnenbrille: „Roboter, das sind Roboter, gefährlich, gefährlich!“ Wie ein militärisch ausgebildeter Kämpfer rannte er entschlossen auf die Gesetzeshüter zu, die sofort ihre Waffen zückten. Kugeln hagelten auf den Angreifer ein, trafen ihn aber nicht, weil er immer wieder perfekt auswich. Es kam Schindler vor, als sei der Mann in der Lage, die Schüsse in Zeitlupe wahrzunehmen und sich wie in einer eingefrorenen Sequenz zu ducken. In Schlangenbewegungen ging jener den Projektilen aus dem Weg und wartete, bis die Polizisten die Magazine ihrer Waffen leer geschossen hatten. Dann stürzte er sich auf sie, und Schindler glaubte schon, er würde sie schwer verletzen. Gewissermaßen tat er dies auch, aber auf eine Art, die dem Pädagogen aus Jerichow noch nie untergekommen war. Ganz leicht berührte der von den Patronen unversehrt Gebliebene die verdattert dreinblickenden Uniformträger mit seinen eisernen Werkzeugen an den Hinterköpfen und dann an ihren Steißbeinen. Was jetzt geschah, ließ Schindler die Spucke wegbleiben. Aus den Schädeln der Polizisten drang dichter weißer Rauch, so dass ihre Mützen pulverisiert wurden. Daraufhin kollabierten die Attackierten und verdampften in orangeroten Wolken. Auf dem Boden blieben zwei Häufchen zurück. Winzige Metallteile, Platinen, Mikrochips, Kabel und Drähte, Schrauben und Festplatten erblickte Schindler dort. Nachdem er die Attacke erfolgreich zu Ende gebracht hatte, löste der Penner die Fesseln des im Wagen eingesperrten jungen Mannes. Dann wandten sich die beiden an Schindler, der mit offenem Mund und dem Roman unterm Arm die Szenen verfolgt hatte. Der aus den Händen der Ordnungshüter Befreite murmelte empört: „Was machen Sie denn? Tauchen hier auf und untergraben unsere lang geplanten Aktionen!“ Schindler war um eine Antwort verlegen, ahnte er doch nicht, was hier gespielt wurde. „Und jetzt geben Sie mir meine Notizen zurück, die sind wichtig“, erklärte der Autor der Zeilen. Verwirrt kam Schindler dem Befehl nach und händigte Ruben Roin die dicht bekritzelten Seiten aus. Mit einem sarkastischen Unterton bedankten sich Roin und der Penner, der soeben zwei Mensch-Maschinen ausgeschaltet hatte. Jählings waren die beiden im Begriff abzuziehen. Doch noch einmal drehte sich der Penner im Gehen zu Schindler um, zückte die Sonnenbrille und zeigte dem Lehrer seine rot glühenden Augen sowie, oberhalb der Schläfen, zwei mickrige Hörner. Schindler überkam ein mulmiges Gefühl, hatte er doch geistesgegenwärtig die letzte Seite des Manuskripts in



Kultur passiert hier! 

**Schauspiel
Lesungen
Gitarrenkonzerte
Klezmer
Experimentelle Musik
Chansons & Texte
Performance
TanzTheater
Freie Szene Saar**

theater **im Viertel**
Saarbrücken Landwehrplatz 2

Programminfo: www.dastiv.de

die Innentasche seines Cordsakkos wandern lassen. Als Ruben Roin und sein Kompagnon aus seinem Blickfeld verschwunden waren, entfaltete Schindler das Blatt Papier und las das Ende des Romans *Schach mit dem Teufel*:

„Wer diese Seiten studiert hat, der wird nun begreifen, dass Gut und Böse Hand in Hand gehen und zusammengehören. Nachdem ich Dragan mit der komplizierten Sokolski-Eröffnung verwirrt hatte, fiel es Olbrich und mir leicht, unseren Herausforderer schachmatt zu setzen. Wir waren zwanzig Mal in Folge gegen den Diabolus angetreten und in diesem letzten Spiel ging es um alles, namentlich um unsere Seelen. Bei unserer ersten Begegnung war Dragan meine Seele in die Hände gefallen, doch sie erwies sich als illoyal und unberechenbar. So stimmte Dragan zu, so oft gegen mich ins Feld zu ziehen, bis ich meinen wertvollsten Besitz zurückerobert hatte. Dragan konnte mir die Seele nicht einfach so übergeben, nein, es bedurfte einer metaphorischen Auseinandersetzung auf dem Schachbrett. Als sich meine Seele wieder in meinem Besitz befand, bedrohte uns Dragan mit dem Messer. Sofort packte ich den paralysierten Olbrich und wir ergriffen die Flucht. Mit der S 1 fuhren wir zum Schlachtensee, wo der ängstliche Mann mir schilderte, wie Dragan Seelen von Ahnungslosen sammelte und sie in für ihn arbeitende Maschinen verwandelte. Je mehr Menschen unter dem Einfluss von Luzifer standen, desto mächtiger wurde er. Immer weniger Erdlinge verfügten über Seelen, die meisten leugneten gar deren Existenz. Selten käme es vor, dass einzelne Seelen so impertinent waren, dass sie sich für die Zwecke des Gehörnten als unbrauchbar erwiesen. Individuen wie ich zögen sich in den Untergrund zurück, von wo aus sie die seelenlosen Roboter bekämpften, erklärte mir Olbrich. Diese seien sehr einfach auszuschalten, obgleich sie in der Überzahl waren...“

Jemand schlug dem schmöckernden Schindler auf den Rücken und verband ihm die Augen, er vernahm die Worte: „Komm mit uns, du weißt jetzt zu viel.“

Jens-Philipp Gründler, 1977 geboren in Bielefeld, erlangte 2006 den Magister Artium im Fach Philosophie in Münster, wo er seitdem als freier Schriftsteller und Altenbetreuer lebt und arbeitet.



Kreativität ist oft eine Mischung
aus Talent, Interesse
und Erfahrung ...
... und bedarf nicht unbedingt
vieler Köche.



Design.Concept
Hans-Jürgen Buch
Dipl. Designer

design.concept@unitybox.de
www.design-concept-buch.de



Der Klassiker

Georg Trakl

De profundis

Es ist ein Stoppelfeld, in das ein schwarzer Regen fällt.

Es ist ein brauner Baum, der einsam dasteht.

Es ist ein Zischelwind, der leere Hütten umkreist.

Wie traurig dieser Abend.

Am Weiler vorbei

Sammelt die sanfte Waise noch spärliche Ähren ein.

Ihre Augen weiden rund und goldig in der Dämmerung

Und ihr Schoß harrt des himmlischen Bräutigams.

Bei der Heimkehr

Fanden die Hirten den süßen Leib

Verwest im Dornenbusch.

Ein Schatten bin ich ferne finsternen Dörfern.

Gottes Schweigen

Trank ich aus dem Brunnen des Hains.

Auf meine Stirne tritt kaltes Metall

Spinnen suchen mein Herz.

Es ist ein Licht, das in meinem Mund erlöscht.

Nachts fand ich mich auf einer Heide,

Starrend von Unrat und Staub der Sterne.

Im Haselgebüsch

Klangen wieder kristallne Engel.



Georg Trakl (* 3. Februar 1887 in Salzburg; † 3. November 1914 in Krakau, Galizien) war ein österreichischer Dichter des Expressionismus mit starken Einflüssen des Symbolismus. Eine eindeutige literaturhistorische Positionierung seiner poetischen Werke innerhalb der Literatur des 20. Jahrhunderts ist aber kaum möglich. Quelle Wikipedia

Einführung in die moderne Lyrik

Ein Seminar der Pro Lyrica,
Schweizerische Lyrische Gesellschaft, Schaffhausen,
in Zusammenarbeit mit der GdSL,
Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur, St. Gallen.



PRO LYRICA



Samstag 24.10.2015

Hauptpost, Raum für Literatur,
Eingang St. Leonhardstrasse 40, beim Hauptbahnhof St. Gallen

Referenten: Mario Andreotti und Oliver Füglistner

Moderne Lyrik ist die wandlungs- und entwicklungsfähigste Literaturgattung. Doch begegnen ihr Autoren und Liebhaber häufig mit Vorurteilen: moderne Lyrik sei schwierig, verkopft oder schlicht und einfach schwer zugänglich. Diesen Vorurteilen wollen zwei Schweizer Literaturvereine mit einem Literatur- und Schreibseminar entgegenwirken.

Die Teilnehmer lernen in einem ersten Schritt die wichtigsten Merkmale moderner Gedichte kennen. In einem zweiten Schritt setzen sie diese Kenntnisse in eigenen Texten um.

Voraussetzungen:

Sie schreiben Lyrik und möchten sich mit der Lyrik im Allgemeinen und im Speziellen theoretisch wie praktisch auseinandersetzen. Sie möchten mehr über Ihre Lyrik und über aktuelle Lyrikformen erfahren.

Preise: Seminar inkl. Getränken und Kursunterlagen, exkl. Mittagessen
Nichtmitglieder Fr. 250.–
Mitglieder (Pro Lyrica, GdSL) Fr. 200.–

Zur fakultativen Vorbereitung auf das Seminar eignen sich:

Mario Andreotti:

Die Struktur der modernen Literatur

Neue Formen und Techniken des Schreibens: Erzählprosa und Lyrik.
UTB Band 1127, 5., stark erweiterte und aktualisierte Auflage, Bern 2014
(Haupt), ISBN 9783825240776; v.a. Kap. 8–11.

Harald Fricke/Rüdiger Zymner (Hrsg.):

Einübung in die Literaturwissenschaft: Parodieren geht über Studieren

UTB Band 1616, 5., überarbeitete und erweiterte Auflage, Stuttgart 2007
(Schöningh), ISBN 9783838516165

Anmeldung:

Bis 24.9.2015 per Post oder E-Mail senden an:
Pro Lyrica c/o Rolf Zöllig, Hard 10, CH-8408 Winterthur
sekretariat@prolyrica.ch

Kleine Gaben für Freihäupter

Mona Ullrich

Palästina

Bitte reichen Sie mir ein
reines Blatt – weiß.
Sie haben die Spuren ausgelöscht.
Die Sünde steckt schon
in der Empörung.
Wir gründeten dieses Haus.
Auf unseren Stufen seid ihr gegangen,
durch Türen gekommen,
hinter die wir vor euren Brandpfeilen
flohen.
Es war Verrat. Das alte Lied: niemals besiegt,
diese Erde liebt ihre Kinder.
Den Mutigen macht sie Mut.
Ihr habt mit gottloser Klugheit die
Hoffnungslosigkeit
über unsere Heimat gebracht.
Nichts öffnet noch eure Fenster.
Bitte, geben Sie diesen Bericht weiter.
Anekdoten sind das. Das lassen wir so.
Wer, wer, wer
hat all diese gutgebauten Gefäße zerschlagen?
Diese Leute, getrieben vom Wind, Kinn um Kinn.
Zerschlagung von Liedern und unter dem Traumstern
schlafenden Herzen – von findigem
Geist.
Unser war diese Karte.
Unser das Blatt in dem Buch.

Der Staatsmann

Ich trage einen sauberen weißen Kittel mit passender Mütze.

Ich habe mich aus einem Buch.

Über dies Buch hätten Sie auch gelacht.

Ich stehe mit modernstem Gerät

vor der ungeheuer bedrückenden

bleichen!

Leere,

rege unermüdlich den Arm,

mahle, ich allein, gegen den

alles zermalmenden Tod.

Denn das ist der Sinn des Fortschritts, ihr Zweifler.

Es schreitet wer gegen uns.

Den niemand kennt.

Wir drehen und drehen ins Leere, sonst

dreht es uns.



Der Mann mit der Pfeife

Jemanden gibt es,
der an jede Straßenecke gehört,
in jeden Winkel der Welt,
den Beobachter, der die Lippen zurückzieht
und lacht – ein Riese? nein –
und mit der Hand abtut – ein Abenteurer, gerne allein –
vernünftig sogar das Lächeln,
so glücklich,
daß Wohlsein überall an ihm schimmert,
kein Wort ist nötig, verstanden wird
was er lebt,
grüßend Verhängnisse mit
uraltem
treublau-verliebttem Spötterblick.
Unter diesem Schutz steigen Verlorene
aus Lotterlöchern heraus, borgen sich
seine Flammen.

Mona Ullrich wurde 1957 in Waldshut-Tiengen geboren. Sie studierte in Tübingen und Berlin Soziologie und Germanistik. Sie schreibt seit ihrer Kindheit, seit 1985 ernsthaft und für die „Grossen“, Gedichte und Romane.





Arbeiten von Matthias Korb



Der Ausschluss des Atheismus

Philip J. Dingeldey

Religionskritik ist in Deutschland eigentlich en vogue: Nach den Anschlägen auf die Zeitschrift *Charlie Hebdo* in Paris oder auf das Kulturzentrum *Krudttønden* und die Synagoge in Kopenhagen, nach dem Vormarsch des Islamischen Staates (IS) und seinen Terrordrohungen gen Westen, nach der Kopftucherlaubnis von Lehrerinnen und dem Kindesmissbrauch durch katholische Priester, scheint die Kritik an der Religion einen neuen Zenit erreicht zu haben. Doch dem ist nicht so!

Zwar wird rege Kritik geübt an den extremen Auswüchsen der Religionen, doch werden atheistische, radikal religionskritische oder gar säkulare Positionen im öffentlichen Diskurs ignoriert oder (unbewusst) exkludiert. Das geschieht in mannigfaltiger Art.

Etwa kritisieren konservative Nationalisten, wie die Vertreter von *Pegida*, den Islam als angeblich nichtdeutsch und gegen das Abendland gerichtet. Dabei berufen sie sich auf ihre christliche Tradition und versuchen, so nur ihre Islamo- und Xenophobie zu verschleiern. Andere Vertreter eines vermeintlich toleranten Multikulturalismus führen die Taten von Extremisten nicht auf deren religiöse Überzeugungen zurück (Stichwort des Zentralrats der Muslime: „Das hat nichts mit dem Islam zu tun“). Vielmehr betonen diese die friedlichen Parallelen der drei großen monotheistischen Religionen. Beide Begründungs- und Kritikmechanismen beruhen jedoch auf einer prinzipiellen Befürwortung der Religion per se, entweder im Kampf Christentum versus Islam oder in einer partiellen Kongruenz von Christentum, Judentum und Islam.

Jedoch ist es unmöglich, die religiösen Schriften dieser Religionen zu deuten und die gewaltverherrlichen Textstellen zu ignorieren. Vielleicht sind hier Bibel und Thora sogar noch brutaler als der Koran. Rein religiös betrachtet haben sowohl die friedlichen säkulareren Privatgläubigen ihre Daseinsberechtigung als auch religiöse Extremisten, denn es gibt Textstellen für beides in allen drei abrahamitischen Religionen – was die Textexegese nicht einfacher macht sowie viele Gläubige willkürlich selektieren und die religiösen Paradoxa ignorieren lässt. Aber genau das ist das Problem: Die Grenzen, die die rechtsstaatliche Politik eines säkularen Staates hier ziehen muss, divergieren stark mit denen der Religion. Denn der Rechtsstaat darf keine religiöse Gewalt oder Schriften, die dies forcieren, tolerieren. Die Schlussfolgerung: Religionen bedürfen per se der Kritik!

Doch die atheistische Perspektive, die etwa die extremen Auswüchse auf die Religion zurückführt, führt in der Öffentlichkeit ein Nischendasein. Zwar gibt es Onlineforen für Atheisten, das säkular-humanistische Magazin *diesseits*, oder humanistische Verbände, jedoch finden deren Positionen außerhalb des eigenen Dunstkreises kaum Beachtung.

Das hat permanenten Charakter: Gab es doch bis vor wenigen Jahren und über Jahrhunderte hinweg noch zahlreiche atheistische Denker mit hoher Öffentlichkeitswirkung: Von Ludwig Feuerbach über Karl Marx, Friedrich Nietzsche, Sigmund Freud bis zu Jean-Paul Sartre. Heute gibt es belächelte Hobbyatheisten wie Richard Dawkins. Und über die beiden jüngst ermordeten atheistischen Philosophen und Blogger aus Bangladesch hört man hier kaum etwas. Eher ist die Rede von Christen und Muslimen, die von islamistischen Extremisten getötet werden.

Viele säkulare Denker, die sich seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges durchaus sozialkritisch äußern, schließen die Religion, meist durch Nichterwähnung, aus ihrer Kritik aus. So gibt es etwa kein rein religionskritisches Werk von Philosophen wie Theodor W. Adorno oder Michel Foucault. Andere üben höchstens in sehr abgeschwächter und sensibler Art Kritik – wie Charles Taylor

oder Jürgen Habermas. Hinzu kommt, dass in Deutschland die christlichen Kirchen, staatlich subventioniert, mehr Geld zur Verfügung haben, um multimedial für sich zu werben – Geld, das Religionskritikern fehlt.

Dabei kann uns doch die radikale Religionskritik viel lehren, über prinzipielle religiöse Unterdrückungs- und Manipulationsmechanismen, staatliche Unterstützungen von Kirchen oder psychische Kompensationen durch die Religion. Vor lauter religiösem Multikulturalismus und einer vagen Kritik an extremreligiösen Formen hat man sowohl vergessen, die systemkritische Opposition des Atheismus in den Diskurs mit einzubeziehen, als auch den Zusammenhang von gewaltverherrlichenden Textstellen und den entsprechenden Taten herzustellen. Dies geschah aus Angst, man könnte die Gefühle der friedlichen Gläubigen beleidigen. Dabei ist der Atheismus keine auf Glauben basierende Religion, sondern eine philosophische und soziale Schlussfolgerung. So bedeutet Weltanschauungsfreiheit auch, Rosa Luxemburg paraphrasierend, die Möglichkeit zur Ablehnung aller Religionen!

Philip J. Dingeldey, geboren 1990, studiert Politische Theorie in Frankfurt a. M. und Darmstadt. Er ist Mitglied der Redaktion und schreibt für verschiedene Medien, so auch für Die ZEIT, die FAZ, die FR, Hohe Luft, diesseits, Lichtwolf etc. Zahlreiche Buchveröffentlichungen. Zuletzt ist von ihm erschienen: Von schmutzigen Händen und sauberen Herzen (Edition Bärenklau, 2014).

Wenn

Martina Arp

Wenn aus Flüstern

ein Schreien wird,

so lautlos

Nur das Auge spricht

Und das Herz

erträgt die Stille nicht

und bricht

So lautlos

Martina Arp, Jahrgang 1964, geb. in Berlin, Poesiepädagogin, schreibt Lyrik und Kurzprosa.

Spiel mit mir

Ralph Bruse

Während ich dies hier schreibe, spielt sie wieder – Loch Ness in der Badewanne. Laura kann nie genug davon bekommen. Sie ist das Ungeheuer, und ich muß jedes Mal in Ohnmacht fallen, weil Laura dauernd so grässliche Grunzlaute ausstößt.

Manchmal darf ich ihr auch die Füße kraulen, was ein zufriedenes Knurren zur Folge hat. Wenn das ‚Ungeheuer‘ gut gelaunt ist, darf ich ihm sogar den Buckel kratzen – mit der groben Klobürste – wir sind da nicht wählerisch.

In letzter Zeit spielen wir das Spiel oft; eigentlich fast ohne Pause, denn es geht um sehr viel mehr, als nur das verdammte Spiel ...

Ich sollte losheulen – wie ein Schlosshund heulen oder wenigstens abhauen, um nach Vater zu suchen. Nur ... wo soll ich nach ihm suchen? Wo, verdammt?!

Laura hat sich den Kopf kahlgeschoren. Ihr schönes, langes Haar schwamm heute früh im Badewasser. Und sie sah Wolken nach, die nirgendwo waren. Dann sah sie mich an und durch mich hindurch. Ihr mühsames Lächeln verschwand, noch ehe es vollends erwachte.

„Wo ist Papa?“, fragte ich zum soundsovielten Mal.

„Weg“, entgegnete sie schnippisch. „Wir haben gespielt. Und jetzt ist er weg.“

„Wo habt ihr gespielt, Laura? **Wo?**“

„Sag ich nicht.“

Ich packte sie am Arm und zerrte sie aus der Wanne.

„Wo ist Papa?“

Laura schrie vor Schmerz auf; brach dann aber plötzlich ab.

„Wenn du mit mir spielst, verrate ich dir sein Versteck ...“

Völlig sinnlos, mein Gerede. Hab’ mindestens, wenn nicht noch öfter, ihrem Wunsch nachgegeben; hab’ mit dem kleinen Ungeheuer gespielt, und nochmal gespielt, nur dass sie endlich mit der Wahrheit rausrückt.

Und was macht sie?

Sie pustet mir was; will in einer Tour weiterspielen, und sonst nichts. Es scheint, als wär sie froh, dass Paps weg ist. Endlich kann sie ungestört alles tun und lassen, was ihr in den Kram passt.

Der zehnte Tag nach Verschwinden

Die Wohnung ist wie ausgestorben Papa ist weg. Auch Laura.

Mutter sowieso. Mutter ist schon vor Jahren geflüchtet, weil sie’s bei Papa nicht ausgehalten hat. Er hat sie oft verdroschen – meist grundlos.

Später ist er auf uns losgegangen.

Vor zehn Tagen sagte Laura, dass sie mit Papa spielen geht. Vor genau zehn Tagen ... Sie kicherte, als sie noch sagte: „Ich zaubere ihn nach Afrika!“

Wie wahr ... Jedenfalls kam sie allein zurück; ohne Paps, der nach Afrika verschwand oder sonstwohin.

Schon wenige Stunden nach Lauras alleiniger Rückkehr bekam ich es mit der Angst zu tun.

„Wo ist Papa?“, löcherte ich Laura abermals.

Das Biest von einer kleinen Schwester blühte richtig auf; schwieg aber eisern. Lediglich die frohgelaunte, alte Leier ... na, was wohl ...

„Spiel mit mir!“

Und ich Idiot spielte mit ihr. Spielte, um Paps' Leben zu retten, denn ich ahnte Schlimmes.

Nach zwei, drei Tagen etwa, kam mir der Gedanke, dass Papa schon tot sein könnte; oder zumindest kurz davor. Die ständige Frage an Laura, nach Paps Versteck, blieb. Selbstverständlich.

Doch da schlichen sich auch merkwürdige Bedenken an ... Zudem fand ich nach und nach tatsächlich Gefallen an Lauras' Spiel. Und so kam, was kommen sollte – ich drängte nicht mehr auf eine klare Antwort. Ja, Neugier blieb. Vielmehr aber nicht. Lediglich Neugier. Dafür schämte ich mich – jedoch auch nur anfangs. Laura und ich können jetzt nämlich nach Herzenslust spielen. Papa kann das nicht verhindern – jedenfalls im Moment nicht. Verdreschen kann er uns ebenfalls nicht. Und an Laura kann er auch nicht mehr herumgrapschen.

Vielleicht bleibt es ja auch so.

Heute Morgen – elf Tage nach Paps Verschwinden – kommt Laura und zieht mich mit sich. Wir rennen kreuz und quer durch die Stadt. Schließlich erreichen wir das riesige, verlassene Russengelände. Hier haben es die Russkis bis vor kurzem noch feste krachen lassen. Manöver. Panzerspiele, und so.

Aber jetzt sind die Russen weg. Und da draußen ist es totenstill.

Nur wüstes, geplündertes Gelände, soweit das Auge reicht. Hier und da unterirdische Bunker, die nur sichtbar sind, weil obenauf rostige Eisenklappen sind.

„Der da“, sagt Laura leise und merklich zitternd. Sie zeigt nach vorn. Da sind zwei Bunker – ohne Abdeckung. Und daneben einer, auf dem gleich drei Eisenplatten aufgetürmt sind.

Auch ich kriege das große Zittern.

„Habt Ihr beide hier Verstecken gespielt?“

Laura nickt; greift sich eine meiner Hände.

„Und er ist da runter?“

Ich will näher hin, um den Eisenschrott zur Seite zu wuchten.

Laura weigert sich, auch nur einen einzigen Schritt mitzugehen.

Also lasse ich sie los und geh allein.

Na denn ...

Die erste Platte.

Geschafft.

Die nächste.

Auch geschafft.

Die dritte

Darunter ein übelriechendes, feuchtes, dunkles Loch.

Und eine leblose Hand, die verkrümmt aufwärts ragt.

Leblos?

Nein, nicht ganz. Der eine Finger der Hand regt sich schwach.

Später schreibe ich ins Tagebuch, dass wir schreiend davonrannten, weil da unten ein Russe war – vielleicht auch jemand Anderes. Weil der schon tot war oder: so gut, wie tot, hab ich die drei Eisenplatten wieder drüber

Seitdem schrieb ich niemals mehr in mein Tagebuch.

Ralph Bruse schreibt Lyrik, Kurzgeschichten; auch längere Erzählungen – vorzugsweise tragikomisch. Hin und wieder Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. Aktuell arbeitet Bruse an seinem Tatsachenbericht „Bis an die Grenze“.

Schönheit, Freiheit, Harmonie: Gedanken zu Kunst & Kitsch

Matthias Engels

Betrachtet man viele Beispiele der recht spärlich gelesenen modernen Lyrik und daneben die Diskussionen in den gut bestückten und mitunter regen Gedichtforen des Internets, gewinnt man einen verwirrenden Eindruck: Während in letzteren gerne und ausgiebig Sonett-Kränze im Stil von 1850 geflochten werden; es vor *Herz* und auch *Schmerz* und Gefühl nur so ächzt – scheint es, dass professionelle Lyriker derartige Themen und Begriffe scheuen wie der Teufel das Weihwasser.

Gibt es denn wirklich Worte, die ein Gedicht von vornherein disqualifizieren? Worte, die zu profan oder anderweitig „unlyrisch“ sind. In einer Zeit, in der man alles sagen kann und darf, in der verschiedene Epochen und Schulen den Wortschatz der Lyrik aus den unterschiedlichsten Feldern ergänzt und erweitert haben, stoßen sich die einen am *Herz* und die anderen am sagen wir *Krisengebiet*?

Woher kommt diese Diskrepanz zwischen dem Empfinden derer, die Lyrik schreiben und denen, die Lyrik lesen? Gibt es eine Art *Geheimclub der modernen Dichter*, der weiß, was geht und was nicht und – *auf der anderen Seite* – den Leser, der nicht eingeweiht ist und deshalb sicherheitshalber zum Kanon der älteren Gedichte greift? Hier noch einmal ein paar Überlegungen, die – zugegebenermaßen – etwas weiter ausgreifen.

Es ist schon seltsam. Die Lieblingsgedichte der Deutschen.

*Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
Es muß das Herz bei jedem Lebensrufe
Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
In andre, neue Bindungen zu geben.
Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.*

Da blüht und welkt es metaphorisch, da waltet der Weltgeist.

Und: *Weisheit, Tugend, Herz und Zauber* – verdammt große Worte! – Könnte man das heute noch bringen?

Ein anderes Beispiel:

*Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.*

Eichendorffs „*Mondnacht*“ gehört ebenfalls zum ewigen Kanon. Da wird geküsst und geträumt und die Seele hat Flügel. – Heute noch machbar? Eher nicht, dennoch: geliebt von den Lesern.

Selbst Erich Frieds lange, lange danach entstandenes Gedicht „*Was es ist*“ ist eine Betrachtung wert:

...

*Es ist lächerlich
sagt der Stolz
Es ist leichtsinnig
sagt die Vorsicht
Es ist unmöglich
sagt die Erfahrung
Es ist was es ist
sagt die Liebe*

Schmerz Stolz Liebe Angst Vernunft Erfahrung – Was für Worte! Kleiner hatte er es wohl nicht? Dennoch: Ein schönes Gedicht, die Kitschgrenze ist aus heutiger Sicht allerdings nicht allzu fern, aber die Leute? – Sie lieben es!

Ich staune, wie selten diese Worte in der heutigen Lyrik vorkommen. Warum ist das so?

Warum sind „große“ und „schöne“ Worte heute so in Verruf gekommen? Liegt es an der Erfahrung zweier Weltkriege (Frieds Gedicht entstand danach!), an der modernen Welt an sich, in der nichts mehr eindeutig ist? Liegt es an der Dialektik? Ist Karl Marx schuld, mit dem Brecht als verlängertem literarischem Arm?

Wo ist er hin? – Der Lyriker alten Schlages? Ist er in Verdun gefallen? In Stalingrad? Oder doch in Silicon Valley?

Exkurs: Es gilt für alle Kunstformen. Könnte man heute noch ein altmeisterliches Landschaftsbild in Öl malen? – Man kann und es wird wahrscheinlich genauso oft getan wie klassisch gereimte Gedichte oder formvollendete Sonette geschrieben werden. Aber nimmt es noch jemand als moderne Kunst wahr? Van Goghs Sonnenblumen oder Rembrandts Nachtwache heute? Nein, aber an Millionen von Wänden hängen sie dennoch, und die Revolutionen sind wohl auch durch, wenn Kandinsky die Arztpraxen der Welt dominiert.

Die Abkehr vom Realismus in der Malerei hin zur Abstraktion und dem Expressiven ist ein alter Hut. Die Musik warf ihre Regeln und althergebrachten Harmonien auch schon vor über 100 Jahren über Bord. Die Lyriker wandten sich zunächst vom Reim ab und das auch schon um 1870. Der Reim, der mit seinem wohltuenden Gleichklang ein Element der Harmonie war. Ein Stück Schönheit verschwand zugunsten eines Stückes Verwirrung durch Dissonanz. Durchaus auch eine Bereicherung! Dada zerstörte die Syntax und proklamierte den reinen Klang im Lautgedicht. Dennoch blieb die Lyrik von der Lyra, der Musik herkommend, darin verwurzelt, kam ihm vielleicht sogar näher. Allerdings verschwand gleichzeitig diese wunderbare Synthese aus Inhalt und Form

der Lyrik, die das Gedicht zum einzigen in seiner originalen Form transportierbarem Kunstwerk machte. Ein Gedicht konnte man durch den Rhythmus und den Reim leicht auswendig lernen und eins zu eins weitergeben. Niemand kann das mit einem Roman oder einem Theaterstück. Man kann die Handlung wiedergeben, aber den Wortlaut nicht. Das ging nur mit dem Gedicht.

Dennoch war die Abkehr von Reim, Harmonie, vom Erwarteten nützlich, denn eine Dissonanz kann prickelnder sein als ein Gleichklang; das Fehlen des Reimworts an einer Stelle, die danach schreit, interessanter als der Reim selbst. Die Prise Salz im Schokoladenpudding.

Aber zurück zur Schönheit: Die Kunst und speziell die Lyrik erklärten uns einmal die Welt durch Abbildung, Übertragung und Verallgemeinerung. Mir scheint, sie tut es noch heute – doch mit veränderter Haltung. Da das Ganze (Faust) in seiner Vielfalt nicht mehr fassbar, durchschaubar und verstehbar ist, richtet sich heute der Blick der Lyriker auf Biotope, Bildausschnitte und Fachbereiche. Außerdem fehlt ein wichtiger Bezugspunkt fast zur Gänze. Das christliche Weltbild, das viele Jahrhunderte die Kunst und Künstler auf gewisse Weise zusammenhielt, ist gewichen und an seine Stelle trat... was?

Man kann jetzt sagen, dass es eine Abkehr vom Christentum auch schon früher gab, und das ist richtig. In gewissen Strömungen der Romantik, die andererseits auch wieder extrem katholisch ist: bei Goethe. Aber z.B. beim Geheimen Rat in Weimar gab es stattdessen die Antike, das Hehre, Klassische, in manchen Texten der Romantik ein verklärtes Heidentum.

Über die längste Zeit jedoch waren die Begriffe und Fragestellungen der Theologie und der Philosophie das Rüstzeug auch der Lyriker – heute hat eher der nüchterne Ansatz des Wissenschaftlers und der analytische Blick des Fotografen Einzug gehalten. Das Kleine wird durchleuchtet, da das Große nicht mehr greifbar scheint. Keine Utopien, Allegorien finden mehr statt, dafür Diagnosen und Fallberichte.

Neben dem Fehlen des Hehren und der Utopien scheint mir noch etwas die Arbeit der Kunst zu erschweren: das Fehlen der Tabus, die auch zum großen Teil aus der Religion herrührten.

Was ist denn als Provokation in der Kunst überhaupt noch möglich? Jesus, Buddha, die Mutter Maria sind längst als Bildmaterial in die Werkzeugkiste der Gegenwart eingegangen. Blut, Sex und Tod reißen niemanden mehr vom Hocker. Einen ähnlichen Eklat wie die Mohammed-Karikaturen in der islamischen dürfte wohl kaum ein Motiv in der westlichen Welt hervorrufen. In Wien schmiert Herrmann Nitsch seit Jahrzehnten mit seinen Kubiklitern Schweineblut auf Leinwänden und Frauenkörpern herum – mehr als ein paar Omis und CSU-Politiker wird er damit wohl eher nicht mehr provozieren. Es wurde schon im Fluxus der 1970er Künstlerkot in Dosen abgefüllt, und Eigensperma auf Metallplatten gab es auch schon. Wenn eine Band heute Hotelzimmer zertrümmert, wirkt das fast schon nostalgisch. Die logische Folge, und damit der eigentlich provozierendste Gegenwartskünstler, wäre damit in gewissem Sinne Jeff Koons mit seinen überdimensionierten Kitschobjekten in Rosa und Pastell. Kitsch scheint an die Stelle der alten Tabus getreten zu sein.

Der Kunst ihre Freiheit! – Natürlich: die Kunst ist frei. Nach Dada, Duchamp, Beuys, Ulysses, Arno Schmidt und John Cage geht alles. Gottfried Benn (auch schon wieder Kanon) ergänzte den lyrischen Fundus um die Fachsprache und englische Mode-Begriffe; Celan und die hermetische Lyrik erfanden zum Teil wunderschöne und verwirrende Metaphern aus unterschiedlichsten Sprachfeldern, Rolf Dieter Brinkmann fügte Werbung und Songtext-Schnipsel hinzu.

Es gibt kein Diktat der Regeln mehr. In der Thematik: Man kann über *alles* schreiben: Tankstutzen, Kartoffelschälmesser und gleichgeschlechtliche Liebe. Auch in der Form: man kann lange und kurze Texte schreiben; mit oder ohne Reim, ganz ohne Struktur, man kann Fremdtex te einbeziehen oder nicht; man kann Seiten zerschneiden und neu zusammensetzen, lautmalerisch arbeiten. Keine Regeln, kein Diktat! Nicht? In gewisser Weise sind wir doch diktiert. Von der als

unerlässlich angesehenen Notwendigkeit der Distanz und der Ironie. Man kann noch klassische Sonette schreiben – aber bitte mit einem ironischen Clou; man kann noch reimen – aber bitte postmodern, mit einem spielerischen Kniff. Van Goghs Sonnenblumen kann man gern zitieren – in Collagen, vermischt mit Werbeplakaten oder *BILD*-Schlagzeilen.

Es scheint eine Angst vor dem Harmonischen vorzuherrschen, vielleicht die Furcht vor dem Totschlagargument: Kitsch. Eichendorffs *Seele*, Hesses *Zauber* und Friedls *Einsicht* und *Vernunft* halten eben diesem neuen Blick nicht stand und erweisen sich bei festerem Zufassen als zu weich und wechselhaft in ihrer Gestalt. Was bleibt dann als Material? Das Verfallene, Schmutzige, Kaputte, und natürlich ist unsere Welt verfallen, schmutzig und kaputt – in vielerlei Hinsicht. Das Wort *Regenbogen* z.B. würde in einem literarischen Text heute wohl prompt ein Naserümpfen provozieren, während die Worte *Fixerspritze* und *Hundekot* als beißender Realismus gelobt würden. (Ich muss dazu sagen, dass ich persönlich in meinem westfälischen Dorf wesentlich öfter Regenbögen sehe als Fixerspritzen, Hundekot sei jetzt mal dahingestellt.)

Ist es, weil das Hehre, Saubere und Schöne einem anderen Feld des täglichen Lebens überlassen worden ist, das als profan angesehen wird. Ist es die Abgrenzung der Literatur und der Kunst allgemein gegenüber dem Fernsehen und der Werbung? Dort gibt es noch all diese Dinge: tiefe Liebe über Grenzen und Hindernisse, unberührte Landschaften und perfekte Familien. Dort gibt es noch einfache Wahrheiten, und diese Medien leben genau davon. Ironie oder Distanz findet man dort eher selten. Ein Produkt *muss* ohne kritisches Hinterfragen dargestellt werden. Die große Pilcher-Liebe *darf* nicht ironisiert werden. Sonst funktioniert es nicht. Erstaunlich, dass diese Formate von ungleich mehr Menschen konsumiert werden und oft zum Fixpunkt des eigenen Lebens werden als moderne Literatur. Wie viele Menschen orientieren sich in Auftreten und Lebenszielen an Schauspielern oder den Serienfiguren, die sie verkörpern, und wie viele an literarischen Figuren oder Leitsprüchen?

Wie viele Film- oder Werbesprüche sind in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen? Und wie viele moderne Gedichtzeilen? Ich möchte die Kunst nicht ermuntern, es diesen Massenmedien gleichzutun! Doch eine scheinbar recht weitverbreitete Sehnsucht nach SEELE ZAUBER und TRAUM scheint nicht wegzudiskutieren zu sein.

Matthias Engels 1975 am Niederrhein geboren, seit 2001 in der westfälischen Pampa beheimatet. Gelernter Buchhändler, Autor und Referent für Literatur; Mitglied im Verband deutscher Schriftsteller (NRW); aufgenommen in Kürschners Literaturkalender, Jahrgang 69
Veröffentlicht Lyrik und Prosa seit 2008.



INKAS
INstitut für
KreAtives Schreiben
Bad Kreuznach

Telefon: 0 6721 / 92 10 60
Aktuelle Seminare auf
unserer Website:
www.inkas-institut.de

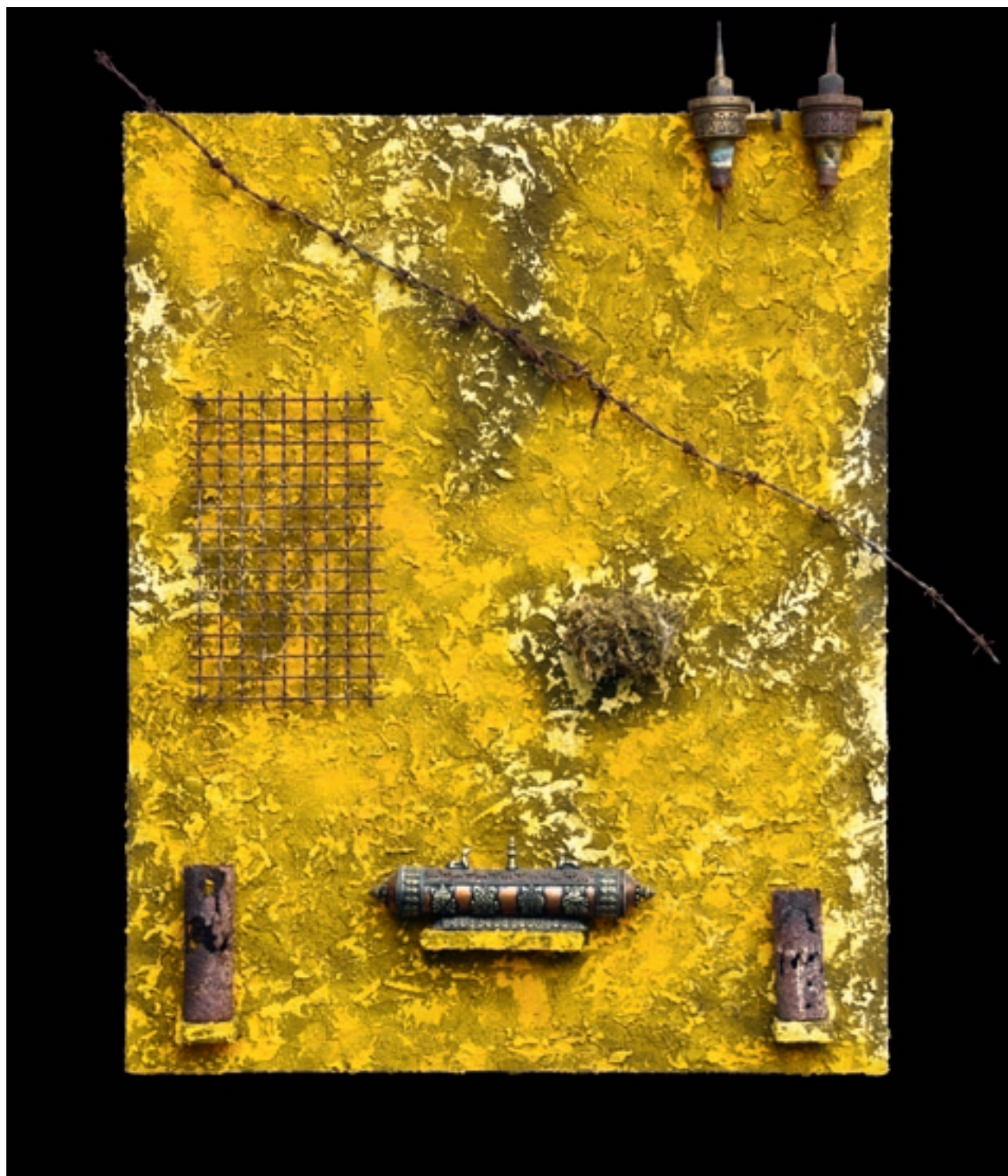






Arbeiten von Matthias Korb







Arbeiten von Matthias Korb



Wo käme ich hin, wenn ich weiter ginge.

Monika Jarju

Fast fünfzig Jahre nach dem Verschwinden meines Onkels Rudi beginnt meine Suche nach ihm. Wir sind uns nie begegnet.

Drei alte Fotos besitze ich. Auf einem Foto ist Rudi ein Kind, zart und schmal, gelehnt an die schwangere Mutter, dünnhäutig sieht er aus. Der Krieg ist im Zimmer, im verdunkelten Fenster, im kummervollen Gesicht der Mutter. Vor dem Weihnachtsbaum sein älterer Bruder, mein Vater, abseits und aufrecht mit klarem Blick. Auf dem anderen Foto lachen die Brüder und sehen wie Zwillinge aus.

Wo ist mein Onkel Rudi frage ich als Kind.

In Westberlin, sagt mein Vater und schaut weg.

Wo ist Rudi frage ich in den 70ern. Stumm starrt mein Vater vor sich hin.

Wer war er, wie hat er gelebt? – Ich kenne ihn nicht, sagt mein Vater.

Was weißt du von Rudi will ich Jahrzehnte später wissen.

Der taugte nichts, sagt mein Vater.

Seinen Bruder hat er aus allen Erinnerungen verbannt.

Wo kämen wir hin, wenn jeder sich melden würde?, sagt meine Tante empört und legt auf.

Erst die Einsicht einer Akte bringt mich auf die Spur meines Onkels. Rudi ist auf dem Friedhof, erfahre ich aus dem amtlichen Schreiben.

Wo käme ich hin, wenn ich weiter ginge als das Schweigen reicht, wenn ich über den Friedhof ginge, um einmal zu schauen, wohin ich käme, wenn ich ginge?

Der Lärm der Stadt fällt von mir ab, ich trete in die Stille. Leichter Regen fällt, besänftigt mich, verlangsamt meine Bewegung. Den grünen Hof durchquerend bis an sein südliches Ende nahe der Friedhofsmauer bleibe ich stehen.

Wo ist Rudis Grab?

Ich finde es nicht.

Die Frau im Friedhofsbüro will Geld, endlich schlägt sie das Totenbuch auf, nennt mir die Daten.

Ein Gärtner führt mich hin. Im eingeebneten Rasen zähle ich die Grasnarben ab, starre auf das nasse Grasstück wie auf den Umriss seines Lebens.

Rudis Vater war Kutscher. Er räumte die Wohnung leer, als Rudi geboren wurde, kaufte einen Dreiradlieferwagen und verschwand.

Er ist wie sein Vater, sagte von da an die Mutter und reichte die Scheidung ein.

Seinen Stiefvater holten die Nazis, der schrieb aus dem Konzentrationslager Briefe an seinen ungeborenen Sohn, Rudis Halbbruder.

Mit Sechzehn warf ihn die Mutter raus. Er ging nach Trebbin, die Landarbeit gab er bald auf.

Komm auf die Baustelle, sagte der Bruder, mein Vater.

Weder Arbeit noch Grenzen hielten ihn auf.

Angeschossen in der britischen Zone saß Rudi im sowjetischen Sektor im Knast, bevor er entlassen wurde in den Jugendwerkhof, dann aus Berlin verbannt nach Wismut Aue. Als Zwangsarbeiter im Uranabbau traf er Kumpel Alkohol.

Auf dem Hochzeitsfoto ist Rudi ein junger Mann im wehenden Mantel und Hut mit einer hübschen Braut, der Krieg ist sechs Jahre aus.

Wieder übertritt er die Grenze, besucht den Vater in Bayern, den Stiefvater in Hessen.

Im Jahr, als Rudis Sohn zur Welt kommt, wird sein Stiefvater brutal erschlagen.

Seine Mutter dreht durch, der Krieg bleibt ihr Gefängnis. Jeder Arzt ein Polizist, ein Wiedergänger, so redet sie, trennt eine Schürze auf und näht Puppenkleider daraus.

Rudi steckt sie in die Irrenanstalt, die Halbbrüder kommen ins Heim.

Sein zweites Kind war gleich tot, sein Erstgeborener für immer krank.

Ich lasse mich scheiden, sagte seine erste Frau. Er räumte die Wohnung leer, kaufte ein Motorrad und fuhr nach Westberlin, schwarz verkaufte er Spülsteine in Kinos als Desinfektor.

Seine zweite Frau, die Freundin der ersten, floh ins Lager Marienfelde. Rudi reichte die Scheidung ein und – fuhr hinterher.

Unehrenhaft wurde sein Halbbruder sogleich entlassen aus der NVA.

Die Mauer stand, nun war Rudi der Feind, nicht nur in der Familie.

Nach seiner dritten Heirat geschah es: In Charlottenburg, am ersten Septembermorgen kam Rudi unter den Kran, bevor er fünfunddreißig wurde.

Wäre er doch bei mir geblieben, sagt heute seine erste Frau, er wäre noch am Leben.

Sie liebt ihn noch immer.

Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um, sagt mein Vater.

Lange stehe ich an seinem Grab. Rudi muss hier noch sein. Ihm werde ich nicht mehr begegnen, zu spät stehe ich an der Narbe der Erinnerung.

Was trieb ihn an, was hielt ihn auf? War er den Weg seines Vaters gegangen – zu allen hin, von allen fort, von keinem gekannt?

Und was ist mit den Verwandten (die ich nicht kenne), – zwischen ihnen war eine Mauer aus Beton und gefährlicher Sprachlosigkeit.

Nichts gibt es mehr von ihm, nicht seine Stimme, nicht seinen Gang, nur die Vergangenheit einer Erinnerung, nein, nicht einer Erinnerung.

Rudi, ich kenne ihn nicht; er war, wer er war. Er überschritt Grenzen. Der Onkel lebt nicht mehr. Nein, dies ist die Erinnerung und hier war sein Grab.

Monika Jarju, Berlinerin, Diplom-Ingenieurin, lebt nach längerem Westafrika-Aufenthalt wieder in Berlin, zahlreiche Veröffentlichungen von Lyrik und Kurzgeschichten in verschiedenen Anthologien und Literaturzeitschriften wie z.B. Macondo, Schöngest, Der Dreischneuss, Zeichen & Wunder.

www.wernerkarl.org

Die neue Trilogie von
WERNER KARL
Dark-/History-Fantasy:



Die Spiegelkrieger

“Grausam, blutig, faszinierend ... man möchte das Werk kaum aus der Hand legen.”
SmilingKatinka/Lovelybooks.de

“Wie ein bösartiger Vulkan schwappt dieses Buch über den Leser hinweg ...”
Testengel/Lovelybooks.de



“In dieser Trilogie sind extrem starke Charaktere vertreten ... Dark-Fantasy vom Feinsten.”
anke3006/Lovelybooks.de



Alle Titel bei
Amazon als
E-Book oder auch
als Taschenbuch erhältlich.

Klicken Sie einfach auf eines der Cover!

Jürgen Janson: No-Spy-Abkommen



Impressum

eXperimenta Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst.

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – Institut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.,
Dr.-Sieglitz-Straße 49, 55541 Bingen.

Chefredaktion: Gabi Kremeskötter.

Redaktion: Philipp Dingeldey, Bastian Exner, Rüdiger Heins, Sabine Reitze, Kajo Schleidweiler (Endkorrektur).

Korrespondenten: Prof. Dr. Mario Andreotti (CH), Jürgen Janson, Marlene Schulz, Xu Pei, Monika Zachhuber (A).

Layout und Gestaltung: Hans-Jürgen Buch.

Webmaster: Christoph Spanier.

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins.

Redaktionsanschrift: Rheinland-Pfalz eXperimenta, Dr.-Sieglitz-Str. 49, 55411 Bingen.

Auflage: 18.441

Einsendungen erwünscht! Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:

redaktion@eXperimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung. Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS Institut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de: 0131- eXperimenta-2015-062

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Fotografien und Illustrationen: Annika Huß, Jürgen Janson, Matthias Korb

Titelbild: Matthias Korb

Die Druckausgabe kann für 12,- € plus Porto und Verpackung zzgl. MwSt. bestellt werden bei:

print-listl@gmx.de

Mein afrikanischer „Patensohn“ Sebastien Anani aus Togo/Benin

Christopher Kerkovius

Als ich noch mein Büro in der Werftstraße in Stralsund hatte, ging ich im Frühherbst 1999 einmal in der Nähe einkaufen. Da sprach mich ein junger schwarzer Mann auf Französisch an und fragte nach der Post. Da ich eh' nur wenig Französisch kann und zudem völlig aus der Übung war, hätte ich ihm nur schwer den komplizierten Weg von hier aus beschreiben können. So fragte ich ihn, was er dort möchte. Er brauchte nur eine Briefmarke. So lud ich ihn einfach in mein Büro ein, um ihm eine Marke zu geben. Dort bot ich ihm Tee an, und wir kamen in Anbetracht meiner spärlichen Französischkenntnisse in ein nur mühsames Gespräch, denn er konnte kein Deutsch und nur ganz wenige Brocken Englisch. Dennoch machte er einen sehr netten Eindruck. Er heißt **Sebastien Anani Comlan** und kommt aus Togo, zu diesem Zeitpunkt noch bekannt als eine der brutalen Diktaturen in Afrika. Er war politischer Flüchtling, 22 Jahre alt und in Mukran auf Rügen im dortigen Asylantenheim untergebracht. Er war hier offensichtlich sehr einsam und suchte irgendeinen menschlichen Kontakt. Beim Abschied bot ich ihm an, wieder einmal für eine Tasse Tee zu kommen.

Vierzehn Tage später stand er tatsächlich wieder vor der Tür. Das geschah noch einige Male, und so kamen wir uns langsam näher. Schließlich lud ich ihn für ein Wochenende zu uns nachhause nach Kramerhof ein, noch in unser provisorisches Gartenhaus. Das war ein schönes Erlebnis, und der gute Eindruck, den ich bisher von ihm hatte, bestätigte sich nicht nur, sondern wurde vertieft. Er stellte sich als ein bescheidener, höflicher, einfühlsamer, aber durchaus nicht unterwürfiger junger Mann heraus. Auch meine Frau, die ihn bisher ja nicht kannte, war sehr angetan von ihm. Danach war er noch einmal in meinem Büro.

Er hatte, wie ich herausbekam, versucht, hier einen Asylantrag zu stellen. Eine Hamburger Anwältin war eingeschaltet worden, die aber nicht

viel tat oder tun konnte. Togo war damals noch bekannt als eine der gnadenlosen Diktaturen in Afrika. Sein Vater war umgebracht worden, ein Bruder war nach Ghana geflohen. Sein Antrag wurde von den Behörden nicht anerkannt, so wie Behörden ja in der Regel zu reagieren pflegen. Sie sehen nicht den einzelnen Menschen, sondern nur einen Vorgang. Dummheit, Sturheit, Willkür, Selbstherrlichkeit und Paragrafenfetischismus sind sehr häufig kennzeichnend für das Handeln von Behördentypen.

Eines Tages wurde ich von meiner Frau im Büro angerufen, Sebastien habe ihr nur ganz kurz sagen können, dass die Polizei ihn abgeholt habe. Jetzt begann eine hochdramatische Aktivität meinerseits. Ich rief in dem Asylheim an. Dort wurde mir bestätigt, dass Sebastien in den Morgenstunden von der Polizei überfallen und abgeführt worden sei. Er sei jetzt vermutlich im Gefängnis Bergen/Rügen, aber ich solle doch beim zuständigen Ausländeramt anrufen. Ich rief dann sogleich dort an mit der Bitte, mir zu sagen, wo er sich jetzt befinde. Ich hätte mich mit ihm angefreundet und möchte mich wenigstens von ihm verabschieden können. Von den Unmenschen dieses Amtes aber wurde ich einfach abgekanzelt, dass sie das nicht interessiere und sie mir auch nicht sagen würden, wo er sich jetzt befinde! Daraufhin bin ich in solch eine maßlose Wut, ja in einen geradezu apokalyptischen Hass geraten, dass ich ins Telefon brüllte und sie in einer Weise beschimpfte und beleidigte, wie ich es hier besser nicht wiedergebe! Wut und Empörung hatten mir einfach die Fassung geraubt. Dass ich keine Anzeige bekam, ist mir bis heute schleierhaft. Die haben dort wohl gottlob meinen schwierigen Namen nicht verstanden! Dann ich rief bei der mir bekannten Stralsunder Ausländerbeauftragten an. Sie sagte mir, er käme jetzt in Auslieferungshaft. Ihm würde alles möglicherweise noch vorhandene Geld und

Wertsachen abgenommen – als Unkostenbeitrag für den Abschiebungsaufwand (!!! – als wenn ER um diesen Dienst gebeten hätte!). Schließlich rief ich bei der Polizeidirektion in Stralsund an, die mich an die Ausländerpolizei weiterleitete. Dort gelangte ich zu meiner großen Freude und völligen Überraschung an einen Beamten, der sein Menschsein offensichtlich noch nicht vergessen und aufgegeben hatte. Er verstand, dass ich einem Freund und Menschen in einer fürchterlichen Situation einfach beistehen und mich von ihm wenigstens noch verabschieden wollte. Dieser liebe Beamte hat für mich durchgesetzt, dass ich im Gefängnis zu Sebastien vorgelassen wurde.

Ich fuhr sofort los nach Bergen. Unterwegs hob ich noch 200 DM von meinem Konto ab, für den Fall, dass es mir vielleicht gelingen könnte, ihm das irgendwie mitzugeben, denn wie weiter oben schon gesagt, würden ihm sämtliches Geld und alle Wertsachen als Unkostenbeitrag von Amts wegen gestohlen! Schließlich fand ich das Gefängnis. Die Beamten dort waren völlig verdutzt und ratlos, als ich dort mit meinem Anliegen auftauchte, weil sie so etwas nicht verstehen konnten und wohl auch noch nie erlebt hatten. Aber sie mussten tun, was die Oberbehörde angeordnet hatte!

Was ich jetzt erlebte, hat sich tief in mein, aber ganz offensichtlich auch in sein Leben und Bewusstsein eingegraben. Mir wurde eine Zelle geöffnet, in der ich im ersten Moment nichts außer glattem Beton sah. Wände und Boden waren mit einem kalten grünlichen Lack gestrichen. Nichts war in diesem Raum, kein Tisch, kein Stuhl, keine Liegemöglichkeit, kein Schalter, kein Fenster – einfach NICHTS! Auch Sebastien war erst nicht zu sehen. Dann schaute ich scharf nach rechts um die Ecke. Dort stand mein Freund, aufrecht mit dem Rücken an der Wand, die gespreizten Handflächen in Hüfthöhe an die Wand gepresst und seinen Kopf stark in den Nacken gezogen und gleichfalls gegen die Wand gedrückt. Er starrte mit aufgerissenen Augen und einem wie zu einem schrecklichen Schrei aufgerissenen Mund an die Decke, ohne auf uns irgendwie zu reagieren. Dieser grauenhafte Anblick ging mir durch Mark und Bein! Ich werde ihn nie vergessen können. Das war die geschundene Kreatur im Angesicht

des Todes und der Hölle. Als ich mich gefasst hatte, rief ich ihn an: „Sebastien, c’est moi, je vien pour dire au révoir, mais je ne peux pas aidé toi!“. Ich wollte unbedingt, dass jetzt keine falsche, unerfüllbare Hoffnung in ihm aufkommt, die dann nur um so bitterer hätte enttäuscht werden müssen! Was jetzt geschah, war nicht weniger eindrucksvoll und überwältigend: Er drehte sich um zu mir: Im Bruchteil einer Sekunde veränderte sich dieses Schreckensantlitz in ein Gesicht unfassbarer Freude und Glückseligkeit – als wenn er Gott geschaut hätte! Ein unglaubliches Strahlen ergoss sich nun über sein Gesicht! Er stürzte auf mich zu und wir fielen uns in die Arme. Obgleich mir der Gefängniswärter gesagt hatte, er dürfe mich nicht allein mit ihm lassen, ist er ganz still und leise verschwunden.

So konnte ich Sebastien ein wenig Trost und Zuversicht zusprechen und ihm sogar die 200.- DM zustecken. Ich sagte ihm, wenn man es fände, würde das Geld ihm abgenommen, also steckten wir es in seine Socken (Er hat es gottlob durchbekommen!!!). Ich gab ihm mehrere Visitenkarten mit, die er an verschiedenen Stellen deponieren sollte und bat ihn inständig, mir zu schreiben, sobald es ihm irgend möglich sei. Ich sagte ihm noch, wenn ich nichts von ihm hörte, würde ich mich an unser Außenministerium wenden und nach ihm forschen lassen! Nach etwa einer Viertelstunde kam der Gefängniswärter wieder, und wir verabschiedeten uns liebevoll. Ich konnte jetzt einen Sebastien verlassen, der nicht mehr in völliger Hoffnungslosigkeit, maßloser Verzweiflung und blankem Entsetzen zurückblieb!

Jetzt kamen viele Wochen bangen Wartens, Hoffens und wieder großer Verzagtheit. Dann kam endlich der ersehnte Brief aus Afrika! Sebastien berichtete, dass er am Flughafen von Lomé von der Polizei abgeholt und gleich ins Gefängnis gesteckt worden war. Nach einigen Wochen kam er unter der Auflage, sich jeden Tag um 13:00 Uhr bei der Polizei zu melden, „auf freien Fuß“ – ein schlimmer und erniedrigender Zustand! Dann kam wieder wochenlang keine Nachricht von ihm, und ich begann erneut, mir große Sorgen um ihn zu machen.

Nach vielen, vielen Wochen erhielt ich endlich einen weiteren Brief von ihm, aber diesmal nicht aus

Togo, sondern aus BÉNIN; dem kleinen östlichen Nachbarland von Togo. In diesem Brief erfuhr ich von einer höchst abenteuerlichen Odyssee: Sebastien konnte den demütigenden Zustand nicht lange ertragen. Er floh in ein katholisches Kloster, und die schleusten ihn heimlich über die Grenze nach Benin, einem Land, das eine wesentlich sanftere Regierung hatte. Dort lebte er viele Jahre gnadenhalber bei einer christlichen Familie, aber doch in einer großen Abhängigkeit und letztlich auch in einer Art Unfreiheit. Er hat sich dort auf dem Schwarzmarkt eine neue Identität besorgt, weil er fürchtete, als Flüchtling wieder nach Togo abgeschoben zu werden, was seinen Tod hätte bedeuten können! Wir schickten ihm immer wieder einmal nach unseren bescheidenen Möglichkeiten ein paar hundert Euro, was für ihn dort, einem der ärmsten Länder der Welt mit einem jährlichen Bruttosozialprodukt von ca. 380.- \$, ein kleines Vermögen war. Auf unseren Familientreffen sammelte ich auch für ihn und bekam so noch einige weitere Hundert zusammen. Schließlich ermöglichten ihm unsere Hilfen nach einigen Jahren, sich eine eigene Wohnung in Cotonou zu mieten, der größten Stadt und dem Wirtschaftszentrum des Landes. Zudem gelang es ihm, eine kleine selbstständige Arbeit zu finden und so eine gewisse Unabhängigkeit zu erlangen.

Lange Zeit hatte er keine Freundin, weil er fürchtete, er könne in seiner Situation keine Familie ernähren. Aber in der Zwischenzeit ist er seit Anfang 2012 verheiratet, ist glücklich und hat eine kleine Tochter, die als einen Vornamen den Namen meiner Frau Hildegard trägt. Ich habe ihn mit Nachdruck dazu gebracht, ihr auch einen afrikanischen Namen zu geben. So heißt sie

jetzt Hildegard Promise Yayra Koffi. Kurz danach bekamen die Eheleute auch noch einen Sohn. Daraufhin ermahnte ich ihn eindringlich, jetzt keine weiteren Kinder in die Welt zu setzen. Ich habe ihm erklärt, dass gerade auch in Afrika, aber auch weltweit, das Bevölkerungswachstum eine der großen Bedrohungen der Zukunft darstellt. Zudem riet ich ihm, dass er viel besser dafür Sorge tragen solle, dass sie diesen beiden Kindern eine gesicherte Zukunft ermöglichen. Selbst einige Hinweise zur Empfängnisverhütung waren mir wichtig, riet ihm aber darüber hinaus, vor Ort eine der internationalen Hilfsorganisationen oder kompetente einheimische Beratungsstellen für dieses Thema aufzusuchen. Er hat meine Mahnung und meine Ratschläge mit aufrichtigem Verständnis angenommen. Er sieht in mir offensichtlich eine Art Vater, in jedem Falle aber einen väterlichen Freund, von dem er gerne Rat annimmt.

Heute hat er wirtschaftlich und beruflich Fuß gefasst und ein festes Einkommen. Sebastien ist sehr fleißig und strebsam, und fühlt sich verantwortlich für seine Familie. Seine Frau Sylvie ist Krankenschwester an einem Krankenhaus. Sie sind jetzt sogar dabei, sich ein kleines Häuschen zu bauen, für das ich ihnen die Pläne erarbeitet habe. Sebastiens Eltern sind in der Zwischenzeit verstorben. Seine Mutter konnte er noch einmal in Lomé besuchen. Die Geschwister sind in verschiedenen Ländern verstreut. Ich bin für ihn jetzt sein Vater. Wann immer er eine wichtige Entscheidung treffen muss, fragt er zuerst mich um Rat und eigentlich auch um Erlaubnis. Das ist wunderbar, aber zugleich auch ein wenig zu viel, weil ich aus dieser großen Entfernung ja weiß Gott nicht immer seine wirkliche Situation kenne

Aufruf der eXperimenta Redaktion

Wir suchen dringend engagierte Mitarbeiter(innen), die Werbung für die eXperimenta machen. Aufgabenbereiche sind:

- Anzeigenakquise (20% Provision)
- Soziale Netzwerke (Facebook, Twitter und Newsmax) pflegen
- Betreuung einer Crowdfunding-Aktion

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann greifen Sie direkt zum Telefon:
0 6721 / 92 10 60

redaktion@experimenta.de

und beurteilen kann. Dank Internet und Facebook haben wir jetzt häufigen Kontakt, denn die Briefe waren oft wochenlang unterwegs und eine Telefonverbindung fast unmöglich. So können wir nun von hier aus ein wenig an seinem und dem Leben seiner Familie teilhaben! Aus finanziellen Gründen war es mir bisher leider noch nicht möglich, ihn einmal in Afrika zu besuchen und dort ein wenig einen lebendigen Einblick in SEIN Leben zu bekommen. Das ist ein Traum von mir, der wohl auch Traum bleiben wird – bei meiner erbärmlichen Rente!

Dies ist eine Geschichte in meinem Leben, die so gut wie irgend möglich ausgegangen ist! Man

stelle sich vor, wir wären uns nicht begegnet, und er wäre in dieser trostlosen Verzweiflung einfach nur brutal abgeschoben worden – ohne Hoffnung, ohne irgendeine Perspektive zurück in die Hände der damaligen Diktatur in Togo geraten. So hatte er immer uns als Hoffnung und als quasi liebevolle, elterliche Bezugspersonen. Auch unsere bescheidenen gelegentlichen Zuwendungen haben mit dazu beigetragen, nach und nach Boden unter seine Füße zu bekommen. (Es ist mir aber sehr wichtig, hier zu betonen, dass er nur zweimal von sich aus um Geld gebeten hat, als er in großer Bedrängnis war.) Was wäre wohl sonst aus ihm geworden – ich wage gar nicht, das zu Ende zu denken...

Christopher Kerkovius, Jahrgang 1944, nach einigen Semestern Kunstgeschichte, Archäologie und Philosophie in Gießen studierte er Architektur an der TH in Darmstadt, seit den 70-er Jahren intensive Auseinandersetzung mit den Fragen der problematischen Vereinbarkeit von Fortschritt und Technik und der Erhaltung unserer Lebensgrundlagen auf der Erde. Lebt heute in Stralsund. Webseite: <http://www.fotokunst-kerkovius.de/fluch-und-segen-mein-buch/>

ANKÜNDIGUNG

Anfang **Juli** erscheint die Sommer-Doppelausgabe der **eXperimenta** zum Thema „**HautNah**“ unter anderem mit diesen Beiträgen:

- Günter Scholdt Literazzia Teil Zwei
- Rüdiger Heins Trilogie Teil Eins
- Schnittmuster für Kurzgeschichten Birgitta M. Schulte
- Und Garfield grinst diabolisch Philip J. Dingeldey
- Dem Leben Leben geben Nadja Scheuble Teil Eins
- Die Tür Martina Sonneborn-Braun
- Land und Leben Ingmar Ackermann
- Gedichtefülle Mona Ullrich

1945 – 2015 Siebzig Jahre Nachkriegsliteratur – ein Thema, das wir in 2015 in jeder Ausgabe aufgreifen wollen. Themenvorschau:

- September: HeimatLos
- Oktober: Verdrängung
- November: Zeilenbruch

Autoren und Autorinnen können gerne Beiträge für die kommenden Ausgaben einsenden. Ihre Texte sind uns willkommen! Eingesendet werden können auch Texte, die unabhängig vom jeweiligen Schwerpunktthema sind.

Wir veröffentlichen

- Moderne Lyrik, Haiku, Senryu, aber auch klassische Dichtkünste.
- Prosatexte als Shortstories, Minidramen usw., pro Autor maximal 5 Seiten.

Außerdem suchen wir:

- Fachartikel zum kreativen und literarischen Schreiben.
- Essays, die sich mit einem Thema in ungewöhnlicher Weise auseinandersetzen.
- Beiträge und Reportagen über den Schreiballtag eines Autors oder einer Autorin.
- Erfahrungsberichte bei der Verlagssuche.
- Beiträge rund um das Thema Musik.

Die **eXperimenta**-Redaktion sucht auch immer wieder Bildende Künstler(innen) und Fotograf(inn)en. Beiträge senden an: **redaktion@experimenta.de**

Wir freuen uns auf Ihre Einsendungen!

Gabi Kremeskötter (Chefredakteurin)

Gedichte

Ingrid Thiel

bad hair day

wo weht mein loses Haar hin
mein Kopf ist eine Pusteblume versunken
in die Betrachtung meiner großen Ohren
mehr Gesicht mehr Auge sieht Gefügigkeit

Protest und erhobenes Haupt aber zölibatärer
Wunsch den heidnischen Kahlkopf lang und
offen zu tragen weil ich es mir wert bin ruft
Claudia Schiffer Rapunzel und die Loreley

spielen mit meinem Langzeitgedächtnis
und halten den Spiegel in dem ich die Kunst
der Verführung mit Glatze probe
sie die sich ihre Geliebten an den Haaren

herbeiziehen kennen nicht diese zärtliche
Vorsicht wie du sie dem Flaum
auf meinem Kopf entgegen bringst
zu Aphrodite sage ich frech

langes Haar stört beim Lernen und
bei der Einsicht in die Notwendigkeit
des Abgrunds ihre Antwort:
stimmt haargenau und außerdem

der Turban mein neuer Schlüsselreiz dient
der Minimalorientierung für die Frage
wer bin ich ich denke erschreckt
außer den Haaren ist vom Tier alles essbar

allerdings mein weißes Schläfenhaar
habe ich aufgehoben für ein Echthaar-
Kruzifix und 3 goldene Haare aus der Achsel-
höhle für dich auch für mich selbst

war ich niemals so nackt

klar gesehen fast erfroren
in dem schwarzen Loch auf Blau
im Ultraschall raumfordernder Prozess
sagt sie bei 12:00 Uhr

die Mittagssonne wird zum Grubenlicht

nein sage ich das ist mein letztes Wort
in dieser Umlaufbahn
eine Robbe sucht nach einem Atemloch
in der Eisdecke ihres Lächelns

gynäkologischer Warteraum ohne Fluchtpunkt
perspektive? draußen: in die abgeschnittenen
Wolkenmauern hinein gemeißelte Krähen
ich zittere wie die Blätter von Reben

unter Insektiziden-Beschuss
fahren durch ein Niemandsland
von Grenzen bewacht
am viel zu nahen Horizont

schwarze Sonnenblumen im Raureif

der Tod tanzt auf den Muscheltönen
im Innenohr auch das nebenbei gelebte
wird Abschied ach du mein Aladia
überführst mein Selbstbild in einen

Scherenschnitt und zu Hause bin ich
bei mir selbst zu Besuch füttere
die Katzen und es ist schwer
mich zu halten in deinen Armen

Ein grundloses Fest

des Behagens an den noch unbewohnten
Orten reiner Daseinsfreude hier
lasse ich die frühen Nebel
mit dem Verlust meiner
Fußnägel spielen Gespür

an einem unbekannten Ort
meines Körpers im dritten Stock
ist der Wind steinern wie
dieses ästhetisch wirkliche
Balkongeländer Gitterstäbe

an die mein Atem nicht heranreicht
nur der Nebel Inhalation mit
Spurenelementen von Bob Dylan

„For the Times they are a – changin“

rythmisch wiege ich mich in
der Obhut der auffliegenden
Libertinage der Mauersegler und

Zaunkönige wie Dr. Krokowski
werfen ein dass alle Krankheit
verwandelte Liebe sei
am Handy ziehe ich den Rückgängig-Button
zu Rate bis zum nächsten Nachsorgetermin

nenne ich meinen sentimental Hang zur
Spießigkeit wieder Heimweh
und schon legt sich von unsichtbaren
Stimmen geleitet ein Kaminrot
um meine Schultern

mit dem ich das Vordringen der
Gletscher in bewohnte Gebiete
verhindern kann

der hl. Sophia schenke ich
ein sehr gerades Mona-
Lisa lächeln und

wende mich den am Himmel umherirrenden Wandelsternen zu

Ingrid Thiel geboren in Dinslaken, aufgewachsen in Schönecken Eifel, wohnhaft im Odenwald. Soziologiestudium J. W. Goethe Universität Frankfurt. Kunststudium Städelschule Frankfurt. Veröffentlichungen in verschiedenen Literaturzeitschriften und Anthologien. Mitarbeit in der Textwerkstatt Darmstadt (Leitung Kurt Drawert/Martina Weber).

Eine ernste Sache

Michael Timoschek

Vorigen Freitagabend gegen sechs Uhr kam ich nach Hause und fand das Haus ausgestorben vor. Meine Kinder Mario und Susanne, dreizehn und zwölf Jahre alt, waren bei Freunden. Es war ausgemacht, dass die beiden bei Freunden von mir und meiner Frau übernachteten. Erstens, weil sie gut in der Schule sind, und zweitens, weil ich mit Simone, meiner Frau, einmal einen Abend alleine verbringen wollte. Mein Arbeitstag war anstrengend gewesen. Ich bin Bautischler von Beruf und hatte an diesem Tag, es war der zwölfte September, einen großen Streit mit meinem Boss. Meine Frau ist Frisörin und wie ich sechsunndreißig Jahre alt. Es ging um eine Kleinigkeit, doch wurde unser Streit immer heftiger und ich bin gegangen, um nicht zu riskieren, dass er mich hinauswirft. Ich kam also nach Hause und es war still. Totenstill. Ich rief nach Simone, doch sie antwortete nicht. Ich rief nochmals nach ihr, wieder kam keine Antwort. Ich rief auf ihrem Handy an, hörte es in der Küche läuten, es lag verlassen auf der Arbeitsplatte, doch meine Frau war nicht da. ‚Seltsam‘ dachte ich mir, ‚Simone nimmt sonst jeden Anruf entgegen.‘ Ich ging in unser Schlafzimmer ‚vielleicht wartet sie ja sehnsüchtig im Bett auf mich‘ dachte ich, doch auch dort konnte ich sie nicht finden. Ich wollte schon in den Keller gehen, nachschauen, ob sie dort war, da fiel mir ein, dass ich noch nicht im Elternbadezimmer nach ihr geschaut hatte. Ich ging in das Badezimmer neben unserem Schlafzimmer, schaltete das Licht ein und sah meine Frau. Simone lag nackt in der Badewanne im Wasser, das voll Blut war und auf dem Rand der Badewanne lag eine Schachtel Tabletten, daneben das Plastik, in dem die Tabletten gewesen waren und es war leer. Auf dem Boden stand eine leere Flasche Rotwein und für den Bruchteil einer Sekunde wunderte ich mich, dass die Flasche gestanden und nicht gelegen hat. Simone lag wie tot in der Badewanne, sie bewegte sich nicht und hatte einen irgendwie seligen Ausdruck in ihrem Gesicht. In der Faust hielt sie ein Gemüsemesser und das Blut floss noch aus ihren Handgelenken. „Simone, Liebling, wach auf!“ rief ich, als ich bemerkte, dass sie noch schwach atmete und sie aus der Badewanne hob. Ich zerriss ein Handtuch und band mit den Streifen ihre Handgelenke ab, um die Blutung zu stillen. Nach kurzer Mund-zu-Mund-Beatmung machte meine Frau die Augen auf. Sie sah mich mit einem weggetretenen Blick in ihren Augen an und dieser Blick wirkte irgendwie froh. Ich fragte mich, ob sie froh war, dass ich sie gefunden habe oder ob sie das in dem Moment gar nicht mitbekommen hat und einfach nur froh war, bald tot zu sein. Ich habe Simone inzwischen gefragt, was es war, warum sie so froh geschaut hat, doch sie sagt, sie kann sich nicht mehr erinnern. Und ich muss ihr das glauben. Sie kam zu sich und hauchte mir zu: „Bitte lass mich gehen.“ Ich wollte ihre Worte nicht glauben und als ich sie später danach fragte, hat sie gesagt, dass wohl die Tabletten und der Rotwein aus ihr gesprochen haben. Ich trug sie hinunter ins Wohnzimmer auf die Couch und rief die Rettung an. Nach zehn Minuten war der Notarztwagen da, in der Zwischenzeit habe ich auf dem Boden neben der Couch gekniet, habe Simone sanft ihren Kopf gestreichelt, mein Gesicht neben ihres gehalten und ihr gut zugeredet. Die Rettung kam, der Notarzt machte die Erstversorgung und ich fuhr mit dem Rettungsauto mit ins Krankenhaus. Ich war froh, dass unsere Kinder bei Freunden von uns waren und von all dem nichts mitbekamen. Ich blieb bei Simone im Krankenhaus, bis sie eingeschlafen war und sprach mit dem Arzt. Der versicherte mir, dass die Lebensgefahr vorbei wäre und so fuhr ich mit dem Taxi nach Hause und machte das Elternbadezimmer sauber. Dann habe ich mich in den Ledersessel im Wohnzimmer gesetzt, einen dreifachen Schnaps getrunken und bin ins Bett gegangen. Am nächsten Vormittag fuhr ich zu Simone ins Krankenhaus und redete mit ihr. Fragte, warum sie das gemacht hat. „Ich weiß es nicht, Liebling“, hat sie geantwortet. „Der Druck ist einfach zu groß geworden.“ „Warum hast du nichts gesagt?“ „Ich weiß auch nicht, warum.“ Wir beschlossen,

unseren Kindern die Wahrheit zu sagen. Sie hätten ja ohnehin die Narben an den Handgelenken ihrer Mama bemerkt. Und blöd sind die beiden nicht. Ich habe sie am Nachmittag vom Haus unserer Freunde abgeholt und den Freunden gesagt, was passiert ist. Erst waren sie schockiert, dann sagten sie mir, dass ich jetzt sehr verständnisvoll zu Simone sein müsste. Das hatte ich sowieso vor. Auf dem Weg ins Krankenhaus erzählte ich unseren Kindern was geschehen war. Sie reagierten sehr schockiert, aber auch froh, dass ihre Mama lebt. Im Krankenhaus sind ihr die Kinder sofort um den Hals gefallen und sagten ihr, wie sehr sie sie lieb haben. Wir fielen uns alle vier in die Arme und weinten. Gingen dann im Park in der Nähe des Krankenhauses spazieren, unsere Stimmung war ruhig. Irgendwie hat keiner so richtig gewusst, was er sagen sollte. Ich habe wieder mit dem Arzt gesprochen und er meinte, dass ich Simone am nächsten Tag nach Hause holen könne und dass sie unbedingt eine Therapie machen solle, damit so etwas nicht noch einmal passiert. Zu Hause habe ich unseren Kindern gesagt, dass wir jetzt noch lieber zur Mama sein müssen und dass sie ihr nicht böse sein dürfen für das, was sie gemacht hat. Am nächsten Morgen bin ich zum Krankenhaus gefahren und habe meine Frau nach Hause geholt. Im Auto beschlossen wir, dass wir ihren Eltern nichts von dieser ernstesten Sache erzählen, sie sind nicht so gesund und sollen sich nicht aufregen. Zu Hause haben wir lange mit den Kindern im Wohnzimmer gesessen und geredet. Die Kinder und ich versicherten Simone, dass wir unsere Mama und Frau über alles lieb haben und sie nicht verlieren wollen. Simone hat, so wie wir auch, geweint und versprochen, dass sie eine Therapie machen wird. Und dann sagte sie etwas so Schönes dass es Mario, Susanne und mir fast das Herz gebrochen hätte. „Ich kann mich nicht umbringen. Denn dann würde ich euch verlieren.“

Michael Timoschek wurde am 04. März 1977 in Graz geboren. Der Autor ist geschieden und lebt in Wien. Betreiber eines Blogs. Veröffentlichungen: 2014 Kurzgeschichten in Magazinen in der Schweiz und Deutschland; erste Buchveröffentlichung im Frühjahr 2015 in der Anthologie „Das Lächeln der Stille“, Anthologie, Oldigor Verlag, Deutschland, ISBN 978-3-95815-029-4.

Leser(innen)briefe

Hallo **eXperimenta**,

grundsätzlich kann ich Rüdiger Heins – vor allem was das Erinnern im Sinne von Nicht vergessen betrifft – zustimmen. Nur die Aussage „Ein Krieg ist erst dann zu Ende, wenn er aus den Erinnerungen der Menschen verschwunden ist.“ finde ich problematisch.

Für mich ist ein Krieg zu Ende, wenn die Waffen schweigen. Punkt. Was nicht die Aufgaben Wiederaufbau, Wiedergutmachung, Heilen in jeglichem Sinne betrifft. Das sind die schmerzlichen und selbstverständlich notwendigen Nachwehen jedes Krieges (und dauern sogar bis heute noch an!).

Gefährlich wird es, wenn Zeitzeugen beider Seiten – also Täter und Opfer – verstorben sind. Und exakt in diesen Jahren befinden wir uns aktuell. IHRE Erinnerungen wach zu halten, ist wichtig, um neuerliche Kriegstreiber im Zaum zu halten und Fehldeutungen des Kriegsgeschehens zu unterbinden. DAS muss in das kollektive Gedächtnis aller Menschen Eingang finden. Ich vermeide hier bewusst die Wörter Völker oder Länder, da wir dieses Scheuklappendenken endlich ablegen und uns als Menschen dieses Planeten verstehen sollten.

Auch die neuzeitliche Sprachregelung „Befreiung“ sehe ich zwiespältig. Natürlich wurde Europa – und der Rest der Welt – von den Alliierten von Hitler und seinem Nationalsozialismus und

Rassismus befreit. Zunächst wurde das Dritte Reich aber besiegt. Gottseidank! Die indoktrinierten Anhänger, die fanatisierten Nazis, sicher große Teile der Bevölkerung, dachten bestimmt nicht an Befreiung, als die Alliierten dem endlich ein Ende setzten.

Es ist unsere Aufgabe als Nachkriegsgenerationen, ähnliche Entwicklungen, sprich Rassismus und Ausländerfeindlichkeit, zu bekämpfen. Darum kann ich Töne wie „Ach, hört doch endlich mit dem alten Scheiß auf“ nicht verstehen.

Werner Karl, Itzgrund

Sehr geehrter Herr Heins,

Ihren Umgang mit dem Begriff Faschismus im Text unten halte ich für eine ziemlich kühne Komplexitätsreduktion – um es vorsichtig zu sagen. Begriffssensibilität würde doch gerade politisch Sinn machen.

Konstanze Streese, Frankfurt am Main



Matthias Korb

Tom Fuhrmann: Erbe des Tantalos

Gabi Kremeskötter

„Still ruht der See“ ist was anderes. Als Michael Grundmann aus dem Koma erwacht, ergreift ein Strudel an Ereignissen sein wiedergewonnenes Leben. Er wurde Opfer eines brutalen Überfalls im eigenen Haus, nur dank der ärztlichen Künste überhaupt noch am Leben. Wiedergeboren mit dem Wissen, dass er nichts mehr weiß. Sämtliche Erinnerungen an seine Person, sein früheres Leben durch episodische Amnesie verloren. Weiß weder, wer er ist, noch wer all die Menschen sind, die ihn zu kennen meinen und sein Vertrauen einfordern. Allen voran Winnie, seinem vermeintlichen Freund seit Jugendzeiten, verdankt er Erinnerungsblitze, aus denen sich Michael nach und nach seine Vergangenheit neu konstruiert. Durch Winnie in Jugendzeiten in der Wuppertaler Punkszene gelandet. Durchzechte Nächte, Schlägereien, sein erstes Auto, ein roter Opel Kadett. Gitarrist der Band Subcanes, Drogen, Sex und Rock'n'Roll. Auf Druck seines Stiefvaters jedoch am Ende angepasster Sparkassenangestellter, Ehemann und Vater. Kaum hat er sich an sein Früher gewöhnt, stellen neue „alte“ Bekannte wieder Vieles in Frage. Franziska, seine Frau, die soll er geliebt haben? Sie will die Scheidung. Sein durch den Übergriff entstelltes Gesicht scheint dafür weniger der Grund als Geldknappheit und verlorenes Image. Dann Vanessa, seine Tochter, der er als Einziger intuitive Liebe entgegenbringt, die sich jedoch nachweislich gar nicht als seine leibliche Tochter entpuppt. Michael bleibt nichts anderes übrig, als einer Lebenslüge nach der anderen ins Gesicht zu sehen. Wie einst dem Tantalos, der, rettendes Wasser und Nahrung im Blick, weiter Hunger und Durst erleiden muss, öffnet sich ihm ein Graben nach dem anderen. Von wegen Sicherheit und Erholung im Krankenhaus. Selbst hier trachtet man ihm nach dem Leben, einen weiteren Angriff überlebt er nur durch eigene Geistesgegenwart.

Das muss ein Ende haben. Michael macht sich auf, die Fäden seines Lebens zu entwirren und die Hintergründe aufzuklären. Die Polizei scheint unfähig dazu.

Jonny, ein weiterer sich Freund nennender Kumpan aus früheren Tagen, wird einziger Fluchtpunkt und Helfer, als Michael nach erfolgreicher Reha das Krankenhaus verlässt. Vertrauen kann er Jonny nicht, da dieser Winnie, seinem besten Freund, offenes Misstrauen entgegenbringt. Doch bringen Jonnys Nachforschungen und Bekannte allerlei neue Ungereimtheiten an Winnies Darstellungen der Vergangenheit ans Licht. So nimmt eine rasante Geschichte ihren Lauf, die spannende Wendungen und am Ende eine höchst überraschende Aufklärung bereithält. Meint der Leser, sämtliche Zusammenhänge verstanden zu haben, hat der Autor kurz vor Schluss noch weitere Effekte parat. Erst auf der letzten Seite sind alle Rätsel gelöst.

Michael Grundberg wandelt sich vom Komapatienten zum kompromisslosen Verfolger seiner Kontrahenten, macht auch vor einschlägigen Bekanntschaften in Mafiakreisen keinen Halt. Kehrt zurück zu seinen jugendlichen Wurzeln als Punk, Songs wie „Peaches“ von „The Stranglers“



wecken Erinnerungen und bringen ihm sein früheres Lebensgefühl zurück. Michael pfeift auf gesellschaftliche Reglementierungen, findet gerade durch die Grenzüberschreitung ins Illegale letztendlich Gerechtigkeit.

Der vorliegende Roman ist Tom Fuhrmanns zweite Veröffentlichung, nur ein Jahr nach „Back to Back“. Seine Sprache und der Schreibstil haben sich weiterentwickelt, die einzelnen Szenen dadurch an Atmosphäre zugenommen. Auch in seinem zweiten Werk nutzt der Autor vielfach Selbsterlebtes, was dem Stoff die nötige Authentizität und Tiefe verleiht. Er nimmt den Leser mit in die Achtziger, und durch geschicktes Einweben von realen Tatsachen verknüpft er Michael Grundbergs Leben mit der Zeitgeschichte. Wer Spaß an einer verrückten Story hat, die jedoch durchaus vorstellbar genau so hätte geschehen können, dem sei dieses Buch auf den Einkaufszettel geschrieben!

Tom Fuhrmann: *Erbe des Tantalos*

Broschiert: 209 Seiten.

Erschienen im Telescope Verlag im Februar 2015

ISBN: 978-3-941139-30-5

€ 12,-

Tom Fuhrmann. Nachdem er 1965 in München geboren wurde, in Wuppertal aufwuchs, lebte er eine Zeit lang in Hamburg, Berlin und Köln. In dieser Zeit war er mit verschiedenen Künstlern als Toningenieur auf Tournee, bereiste dabei fast die halbe Welt, um nun mit seiner Familie in einem kleinen Ort in Niedersachsen zu leben. Neben zahlreichen Kurzgeschichten wie „Amaya“, „Ein ziemlich harter Job“ oder „Defectus Solis“ erschienen bisher zwei Romane von ihm im Telescope Verlag: 2013 Back to Back, ISBN-13: 3941139088, 2015 Erbe des Tantalos, ISBN-13: 978-3941139305.

<http://tomfuhrmann.blogspot.de/>

<https://www.facebook.com/back2backFilmprojekt>

http://www.telescope-verlag.de/?page_id=1506



Matthias Korb





Arbeiten von Matthias Korb

Die Welt schuldet dir keine Antwort.





Matthias Korb

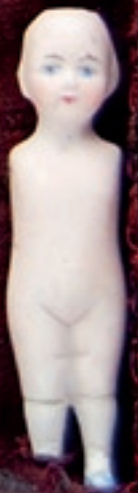
Vita Rückseite: Manolo Link, Schriftsteller und Friedensaktivist, geboren 1955 in Frechen bei Köln, zwei Kinder, lebt in Dublin, Irland und Finisterre, Galicien, Spanien. Manolo beschäftigt sich seit Jahren hauptsächlich mit Philosophie, dem Glauben, Psychologie, Literatur und Spiritualität. Er hat sich als Lebensziel gesetzt, mitzuhelfen, dass wir in einer fried- und liebevollen Welt leben. www.manololink.com

eXperimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

staubige sterne
leiber im gleißenden licht
sonnenstarre

Manolo Link



Matthias Korb

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für Kreative Schreiben - www.inkas-institut.de